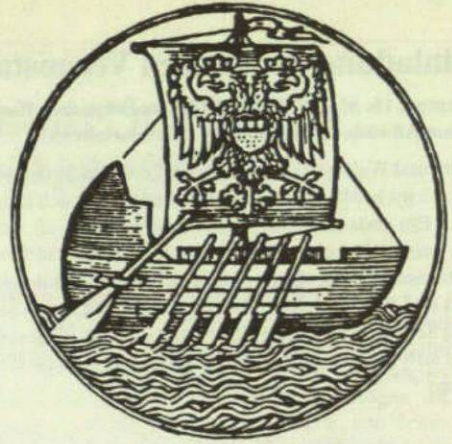


ALT-KÖLN

50

Mitteilungen des Heimatvereins Alt-Köln · Nr. 50 · Mai 1983



G 20347 F

Liebe Mitglieder und Freunde des Heimatvereins Alt-Köln!

Hier haben Sie nun das fünfzigste Heft der neuen Folge von „Alt-Köln“ in Händen. Ihr war, wie ich schon in Heft 49 erzählt habe, von 1906 bis 1933 eine erste Reihe mit insgesamt 22 Jahrgängen vorausgegangen. Nach 1933 hatte der Heimatverein Alt-Köln kein „Organ“ mehr. In der Nachkriegszeit war er einige Jahre an der Zeitschrift „Unser Köln“ beteiligt. Ansonsten gab es nur Rundbriefe. Erst unser Baas Dr. Peter Joseph Hasenberg machte im Spätsommer 1970 einen neuen Anfang. Er betreute bis Anfang 1980 nicht weniger als 37 Hefte mit einem Gesamtumfang von 462 Seiten. Seither sind noch 13 Hefte mit 308 Seiten hinzugekommen. Das ergibt, wenn ich mich nicht verrechnet habe, alles in allem 770 Seiten in dem inzwischen längst gewohnten quadratischen Format. Sie ergäben, zusammengebunden, einen mächtigen „Wälzer“. Und durchaus respektabel ist – das dürfen wir wohl sagen – auch sein Inhalt. Das würde erst so recht klar und anschaulich, wenn es ein Inhaltsverzeichnis gäbe. Wir wollen daher dem nächsten Heft ein Register des bisherigen Bestandes beifügen und hoffen, damit unseren „Getreuen“, auch wenn sie nicht mehr alle einzelnen Hefte besitzen sollten, nicht nur eine Freude zu machen, sondern ihnen auch Anlaß zur Zufriedenheit und zu ein bißchen Stolz zu geben, auf das, was sie mit ihrer Mitgliedschaft ermöglicht haben.

Ein Verein wie der unsere braucht eine Publikation wie „Alt-Köln“. Die 50 Hefte haben ein Ansteigen der Mitgliederzahl von rund 750 (Stand am 9. Januar 1970: 746) auf über 1700 miterlebt. Die Grenze von 1700 ist in den letzten Wochen erreicht und überschritten worden. Das neue Mitglied mit der runden Zahl ist Dr. Willi Eggert, Köln-Lindenthal. Eine kleine Ehrung, eigentlich stellvertretend für alle anderen Neumitglieder, planen wir für eine unserer nächsten

Veranstaltungen. Und dann wollen wir einfach mit vereinten Kräften weitermachen.

In diesem Sinne mit den besten „Jubiläumsgrüßen“

Ihr Heribert A. Hilgers

Unser Veranstaltungskalender

Mo	16. 5.	„Vum Altwäde un Jungblieve“ (Mundartabend)
So	29. 5.	Besuch in St. Mariä Himmelfahrt (Prälat Kowalski)
So	12. 6.	Panoramafahrt mit dem „Domspatz“
Mo	13. 6.	„Neue Kölner Kirchen“ (Dr. Krings)
So	26. 6.	Messe mit kölscher Predigt (Kaplan Nink)
So	18. 9.	Ganztagsstudienfahrt ins Lahntal

Vorankündigungen:

Mo	19. 9.	Hönig – Klersch – Meurer – Stille (Mundartabend)
So	25. 9.	Besuch in St. Severin (Pfarrer Hanrath)
Sa	1. 10.	Studienfahrt „Wuppertaler Spezialitäten“ (Wdh.)
Mo	3. 10.	„Der Deutzer Heribertusschrein“ (Hubert Philippsen)
So	9. 10.	Besuch in St. Agnes (Pfarrer Lürken)
So	6. 11.	Besuch in St. Ursula (Pfr. Professor Herkenrath)
Mo	21. 11.	„Toni Steingass un et Beß vun Kölle“
Mo	5. 12.	„Zinter Klos kütt bei der Heimatverein“
Mo	12. 12.	„Weihnachtliches im Kölner Dom“ (Prälat Schlafke)

Rh 143

Einladung zu unseren Veranstaltungen

**Montag, 16. Mai 1983, 19.30 Uhr im Belgischen Haus:
„Vum Altwäde un Jungblieve“ (Mundartabend)**

Witz und Wahrheit stecken in den kölschen Sprichwörtern vom Alter. Eines heißt: „Wä nit alt well wäde, muß sich jung verbrenne loße.“ Ein anderes lautet: „Alt wäde wellen se all, ävver alt sin well ere keine.“ Bei einem dritten bin ich mir nicht sicher, ob es sich um Lebenserfahrung oder um Schleichwerbung handelt: „Ahle Klore hält de Lück bei Johre.“ Und wer über genügend Selbsterkenntnis und Selbstironie verfügt, der kann auch in jüngeren Jahren schon von sich sagen: „Mer weed su alt wie en Koh un lihrt immer noch derzo.“



St. Mariä Himmelfahrt, Kanzel von 1634, Aufnahme 1943

Wir wollen sehen, was den kölschen Mundartautoren von heute – bekannten und weniger bekannten – zum Thema „Vum Altwäde un Jungblieve“ eingefallen ist. Aus Texten von Gaby Amm, Christina Block, Hilde Fischer, B. Gravelott, Heinz Heger, Philipp Jansen, Heribert Klar, Cilli Martin, Franz Mühleke, Karl-Heinz Nagelschmidt, Ann Richarz, Zissi Trier, Heinz Weber, Gustav Wodarczyk und Ria Wordel haben wir ein buntes Mosaik zusammengesetzt, bei dessen Präsentation auch Mitglieder unserer „Kumede“ mitwirken werden. Wir versprechen uns, wie schon im letzten Heft gesagt, einen ebenso heiteren wie besinnlichen Abend.

Sonntag, 29. Mai 1983, 15 Uhr:

Besuch in St. Mariä Himmelfahrt mit Führung durch Prälat Joseph Kowalski

Die „Frankfurter Allgemeine“ nannte sie noch am 31. März dieses Jahres „eine der wichtigsten Kirchen der Gesellschaft Jesu in Deutschland“. Die Jesuiten sind heute an St. Peter zu Hause; die alte Kölner Jesuitenkirche St. Mariä Himmelfahrt ist seit ihrer erstaunlichen Wiederherstellung aus den Trümmern des letzten Krieges eine „Angebotskirche“, in der besonders die Kirchenmusik gepflegt wird.

Wir haben diese Führung schon in Heft 49 von „Alt-Köln“ angekündigt. Die Teilnehmerzahl ist begrenzt. Teilnahmekarten sind gegen eine Schutzgebühr von 2 DM, die St. Mariä Himmelfahrt zugute kommt, bei der Vereinsveranstaltung am 16. Mai (Mundartabend) sowie ab 18. Mai (Mittwoch) in der Buchhandlung Roemke, Apostelnstraße 7, erhältlich, jeweils solange der Kartenvorrat reicht. Wer mit Bahn oder Bus kommt, fährt am besten bis Dom/Hauptbahnhof.

**Sonntag, 12. Juni 1983, 10.15 Uhr (ab Anlegestelle Frankenwerft):
„Och dat eß Kölle!“ – Panoramafahrt mit dem „Domspatz“**

Auch die Einladung zu dieser Zweieinhalbstundenfahrt am Sonntagmorgen, bei der wir von Bord des „Domspatz“ ausgiebig das Kölner Rheinpanorama genießen wollen, haben wir, damit sich die Interessenten frühzeitig den Termin reservieren konnten, schon in Heft 49 abgedruckt. Das Interesse ist, wie wir feststellen konnten, groß. Aber die Teilnehmerzahl ist begrenzt. Verbindliche Anmeldung erfolgt durch Zahlung eines Betrags von 14 DM bei der Vereinsveranstaltung am 16. Mai (Mundartabend) sowie ab 18. Mai (Mittwoch) in der Buchhandlung Roemke, Apostelnstraße 7, jeweils solange der Kartenvorrat reicht. Kosten für den Verzehr an Bord sind in diesem Betrag nicht enthalten.

Die Abfahrt erfolgt pünktlich um 10.15 Uhr ab Frankenwerft (in Höhe des Stapelhauses). Die Rückkehr dorthin ist für 12.45 Uhr vorgesehen.

Montag, 13. Juni 1983, 19.30 Uhr im Belgischen Haus:
Dr. Ulrich Krings, „Neue Kölner Kirchen“ (Vortrag mit Lichtbil-
dern)

Alle reden von den romanischen Kirchen Kölns. Wir auch, denn es gibt ja gute Gründe dafür. Aber wir wollen daneben nicht verges-
sen, daß Köln und der Kölner Raum auch ein Zentrum neuer Kir-
chenbaukunst war und ist. Von 1927 bis 1935 und wieder nach 1945
spielt Köln, was den modernen Sakralbau angeht, eine führende
Rolle in ganz Deutschland. Architekten wie Dominikus und Gott-
fried Böhm, Rudolf Schwarz, Emil Steffann, Karl Band, Fritz



St. Petrus Canisius Buchforst, errichtet 1930/31, Aufnahme 1958

Kölnisches / Rheinisches im Frühjahr 1983

Religion – Kunst – Vaterland

Der Kölner Dom im 19. Jahrhundert. Herausgegeben
von Otto Dann. 184 Seiten mit 65 Abbildungen, Pappband
38,- DM. – Die Beiträge, aus einer Vortragsreihe an der
Kölner Universität 1980/81 hervorgegangen, zeigen die
Zeitströmungen und die geistigen Tendenzen, von denen
das größte Bauunternehmen des 19. Jahrhunderts in
Deutschland getragen wurde.

Günther Binding / Barbara Kahle

2000 Jahre Baukunst in Köln

132 Seiten mit 150 Abbildungen, kartoniert 29,80 DM. –
Die erweiterte und überarbeitete Neuauflage der „Kleinen
Kölner Baugeschichte“ von 1976 war durch die jüngsten
Forschungsergebnisse notwendig geworden. Weitere be-
deutende Beispiele aus den baugeschichtlichen Epochen
Kölns wurden einbezogen und viele Fotos in den Text ein-
gefügt.

Sagen und Legenden der Eifel

Gesammelt und bearbeitet von Hans-Peter Pracht. 240 Sei-
ten mit 35 Abbildungen, Pappband 28,- DM. – Die Sagen
aus der gesamten Eifel mit dem nördlichen Vorland und der
luxemburgischen Eifel sind in der Sprache unserer Zeit
nacherzählt und mit alten Ansichten illustriert – seit Jahr-
hunderten von Generation zu Generation weitererzähltes
Volksgut.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Verlag J. P. Bachem in Köln

Schaller und andere erhielten die Möglichkeit, das liturgische Verständnis ihrer Generation in eine Formensprache umzusetzen, die bis heute nichts von ihrer Faszination verloren hat. Kirchen wie St. Engelbert in Riehl, St. Elisabeth in Hohenlind, St. Mariä Königin in Marienburg, die Kolumbakapelle als Nachfolgebau der kriegszerstörten Pfarrkirche, St. Joseph in Braunsfeld, St. Elisabeth in Mülheim, St. Mechtern in Ehrenfeld und manche andere verbinden moderne Bau- und Gestaltungsformen mit einer neuen Vorstellung von Gemeinde. Auch auf die „neuen Kölner Kirchen“ darf Köln stolz sein.

Als Referenten haben wir einen Fachmann gewinnen können: Dr. Ulrich Krings vom Amt des Stadtkonservators in Köln. Aber das Thema ist keineswegs nur etwas für Fachleute: es muß, so meinen wir, alle interessieren, die wissen, daß Köln nur lebendig bleibt, wenn sich in ihm immer wieder Altes und Neues miteinander verbinden und wenn wir Kölner uns auch das gute Neue „zu eigen“ machen. In diesem Sinne eine herzliche Einladung an alle!



St. Engelbert Riehl, Dominikus-Böhm-Kirche von 1931

**Sonntag, 26. Juni 1983, 18 Uhr in St. Engelbert Riehl:
Messe mit kölscher Predigt von Kaplan Bernd Nink**

In den letzten Jahren ist es eine liebe Tradition geworden, daß wir einmal im Jahr zu einer Messe mit kölscher Predigt einladen. Das soll gar nichts Sensationelles sein, sondern etwas Selbstverständliches. In diesem Jahr wollen wir uns in Riehl in St. Engelbert treffen, einer Kirche nach den Plänen von Dominikus Böhm, in der die Gedanken der liturgischen Bewegung, verbunden mit Namen wie Romano Guardini und Ildefons Herwegen (geboren am 27. November 1874 in Junkersdorf), architektonisch Gestalt geworden sind und die daher weit über Köln hinaus Aufmerksamkeit erregte und Wirkung erzeugte; einer Kirche, die die Kölner liebevoll-spöttisch „de Zitronepreß“ nennen; einer Kirche, in der Kardinal Frings am Silvestertag 1946 die Predigt hielt, nach der das Wort „fringse“ entstanden ist.

Um 18 Uhr gibt Willi Reisdorf, den mit St. Engelbert langjährige Beziehungen verknüpfen, Erläuterungen zu Geschichte und Bedeutung der Kirche. Um 18.30 Uhr beginnt die Messe, in der unser Mitglied Bernd Nink, Kaplan an St. Engelbert, der sich demnächst von Köln verabschieden muß, die kölsche Predigt hält. Zu unserer Freude wird auch der Chor von St. Engelbert unter der Leitung von Kantor Hansjakob Grewelding bei der Gestaltung des Gottesdienstes mitwirken.

Es gibt folgende Verkehrsverbindungen:

1) ab Ebertplatz, Bushaltestelle am Theodor-Heuss-Ring: mit Linie 148 Richtung Niehl um 17.34 oder 17.49 Uhr bis Haltestelle Riehler Gürtel, dann etwa 250 Meter Fußweg, oder mit Linie 134 Richtung Riehl (Betriebshof Nord) um 17.19 oder 17.34 Uhr über Amsterdamer Straße bis Haltestelle Xantener Straße, dann etwa 800 Meter Fußweg;

2) aus den westlichen Stadtteilen: mit Linie 13 bis Haltestelle Neusser Straße/Gürtel, von dort mit Linie 148 Richtung Bilderstöckchen um 17.26 oder 17.41 Uhr über Nippes bis Haltestelle Esenbeckstraße, dann etwa 250 Meter Fußweg;

3) aus dem Raum Mülheim, Wiener Platz: mit den Linien 11, 15 und 16 bis Zoo, von dort mit Linie 148 ab Haltestelle Zoo/Flora um 17.38 oder 17.53 Uhr bis Haltestelle Riehler Gürtel, dann etwa 250 Meter Fußweg.

Aber wie wäre es denn, wenn Sie am Nachmittag einen Besuch im Zoo (Nordausgang zum Riehler Gürtel, dann etwa 300 Meter Fußweg) oder einen Spaziergang durch die Flora (Nordausgang Johannes-Müller-Straße, dann etwa 1000 Meter Fußweg) machen würden?

Jedenfalls erwarten wir die ganze treue „Alt-Köln“-Gemeinde um 18 Uhr in St. Engelbert.



Limburg an der Lahn mit Dom St. Georg um 1830

**Sonntag, 18. September 1983, 8 Uhr ab Theodor-Heuss-Ring:
Lahntal-Studienfahrt – von Greifenstein bis Limburg**

Wenn wir in diesem Jahr als Ziel unserer traditionellen ganztägigen Studienfahrt das Lahntal – genauer gesagt die mittlere Lahn von Greifenstein bis Limburg – anbieten, dann gehen wir gewissermaßen „einen Schritt weiter“ als im vergangenen Jahr: Wir ergänzen die Studienfahrt 1982, die uns in den Westerwald führte, in südlicher Richtung, in die schöne Region der Lahn, die so viel zu bieten hat an landschaftlichen und baulichen Sehenswürdigkeiten, Burgen und Schlösser, Kirchen und Dome.

Erste Station ist Burg Greifenstein. Sie stammt aus dem 12. Jahrhundert und beherbergt in den Kellern des ehemaligen Küchentrakts seit 1973 das Deutsche Glockenmuseum mit 20 historisch



Weilburg, Ostflügel des Renaissance-Schlusses mit Uhrturm

wertvollen Glocken. Sehenswert sind auch die barocke Schloßkapelle und der Schloßgarten.

Von Greifenstein geht es durch das Ulmental, über die Lahn und in die nördlichen Ausläufer des Taunus nach Braunsfels. (Ne Kölsche muß luuter oppasse, dat'e nit „Braunsfeld“ säht.) Im Gasthaus „Obermühle“ nehmen wir gemeinsam das Mittagessen ein, bestehend aus gemischtem Braten, Salzkartoffeln oder hausgemachten Spätzle, Salatteller und Dessert (Eistörtchen).

Nach der Mittagspause steuern wir das nahegelegene Weilburg an, das auf einem Felsrücken in einer fast kreisrunden Lahnschleife liegt. Diese Stadt wird gern als ein barockes Juwel unter den deutschen Städten bezeichnet. In der Schloßkirche der alten Nassauer Grafen werden wir zu einer Führung erwartet. Wenn die Zeit es er-

laubt, werden wir einen Blick in den Innenhof des Schlosses werfen und die vielgerühmten Renaissance-Arkaden bewundern können.

Den nächsten Haltepunkt machen wir in der St.-Lubentius-Kirche in Dietkirchen. Auf einem steilen Felsen über der Lahn gelegen, wirkt diese Pfarrkirche, als sei sie aus dem Naturstein herausgehauen. In der Tat gehört sie zu den wenigen romanischen Bauwerken, die in ihrer ursprünglichen architektonischen Form erhalten geblieben sind, und geht darüber hinaus sogar noch auf eine karolingische Saalkirche des 8. Jahrhunderts zurück, wie Fundamentausgrabungen nachgewiesen haben. Einzelheiten wollen wir uns bei einer Führung erläutern lassen, zu der wir angemeldet sind.

Endstation unserer Lahnfahrt ist Limburg. Dort werden wir im Kolpinghaus gemeinsam Kaffee trinken. Das vorbestellte Gedeck besteht pro Person aus einem Kännchen Kaffee und zwei Stückchen Kuchen. Für Limburg haben wir keine Führung vorgesehen. Allen, die noch unternehmungslustig sind, bleibt Zeit, auf eigene Faust und nach eigener Wahl die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt in Augenschein zu nehmen: Dom, Stadtkirche, Altstadt, Lahnbrücke und so weiter. (Der Dom ist zur Zeit wegen Renovierungsarbeiten im Innern eingerüstet und nur teilweise begehbar.)

Die „Kundschafter“, die wir zur Vorbereitung dieser Fahrt ausgeschiedt haben, versprechen, wie im Vorjahr, eine gute Mischung von Erlebnis und Erholung.

Die Teilnehmerzahl muß aus organisatorischen Gründen begrenzt werden. Der Fahrpreis liegt, trotz längerer Fahrstrecke, mit 41 DM nur geringfügig über dem von 1982. In diesem Betrag sind enthalten die Kosten für die Fahrt mit modernen Reisebussen, für das Mittagessen und das Kaffeegedeck sowie für Führungen und Besichtigungen der Burg Greifenstein, der Schloßkirche Weilburg und der St.-Lubentius-Kirche in Dietkirchen.

Die Teilnahmekarten werden wie folgt verkauft:

entweder bei der Fahrt mit dem „Domspatz“ am 12. Juni, beim Vortrag von Dr. Krings im Belgischen Haus am 13. Juni und vor und nach der Messe mit kölscher Predigt in St. Engelbert am 26. Juni, jeweils gegen Barzahlung;

oder nach Anruf bei unserem stellvertretenden Vorsitzenden Willi Reisdorf, Telefon 743372, nur in der Zeit vom 27. bis 30. Juni zwischen 17 und 19 Uhr mit anschließender Überweisung des Betrags von 41 DM bis spätestens 5. Juli auf das Konto 2662013 des Heimatvereins Alt-Köln bei der Stadtparkasse Köln (BLZ 37050198). Sitt esu jot un doot die Zigge akkerat enhalde, mer well jo och noch e Privatlevve hann! Die auf diese Weise bestellten und bezahlten Karten werden vor der Abfahrt am 18. September ab 7.40 Uhr auf dem Theodor-Heuss-Ring ausgegeben;

oder ab 2. Juli, solange der Kartenvorrat reicht, jedoch längstens bis 6. August, in der Buchhandlung Roemke, Apostelnstraße 7, gegen Barzahlung.

Gekaufte und bestellte Teilnahmekarten können von uns nicht mehr zurückgenommen werden, da wir mit verschiedenen Partnern verbindliche Abmachungen treffen müssen. Wer später verhindert ist, muß sich selbst um einen „Ersatzmann“ bemühen. Und noch etwas: Diejenigen, die im Bus zusammensitzen wollen, müssen die Teilnahmekarten gemeinsam kaufen.

Bitte machen Sie es, nach guter Gewohnheit des Heimatvereins, denen leicht, die sich wie immer ehrenamtlich für die Organisation dieser Fahrt zur Verfügung stellen!

Die Abfahrt erfolgt pünktlich um 8 Uhr auf dem Theodor-Heuss-Ring, nördliche Fahrbahn zwischen Riehler und Clever Straße (Nähe Ebertplatz). Die Rückkehr dorthin ist für etwa 21 Uhr vorgesehen.

Nach den schönen Fahrten nach Soest und in die Soester Börde (1981) und in den Westerwald (1982) hoffen wir auch für unsere Lahntal-Studienfahrt auf einen harmonischen und allseits zufriedenstellenden Verlauf.

Wir begrüßen unsere neuen Mitglieder

In Heft 49 von „Alt-Köln“ hat uns ein Fehlertypus, den die Spezialisten Homoioteleuton nennen, einen Streich gespielt. Beim Buchstaben L hätte es heißen müssen: Anneliese Langen, Köln-Weiden; Franz-Josef Lindzus, Köln-Poll; Maria Lindzus, Köln; nur dann stimmt auch die genannte Zahl von 43 Neumitgliedern. Wenn wir Frau Maria Lindzus, die damals in diese Homoioteleutonlücke geraten ist, heute noch einmal aufführen, dann können wir diesmal die schöne runde und erfreulich hohe Zahl von fünfzig neuen Mitgliedern bekannt geben:

Birgit Anhalt, Pulheim; Annemarie Behrens, Köln-Nippes; Liesel Bernatz, Köln-Humboldt; Maria Bücking, Köln; Katharina Conrads, Köln-Raderberg; Werner Dohm, Köln; Ellen Effinger, Köln-Holweide; Dr. Willi Eggert, Köln-Lindenthal; Emilie Fervers, Köln-Zollstock; Anneliese und Willy Förster, Köln-Flittard; Christian und Magdalene Fromm, Köln-Mülheim; Sophie Gremm, Köln-Dünnwald; Anneliese Grommes, Köln; Helga Großmann, Köln-Nippes; Harald Gülker, Köln-Riehl; Dipl.-Ing. Heribert Günther, Köln; Helmut Haarmann, Köln-Deutz; Hermann J. Heller, Köln-Sülz; Rosi Hoffmann, Köln-Poll; Friedel Hundgeburdt, Hücheln; Dr. Klaus Hußmann, Forsbach; Toni Jägers, Köln-Worringen; Elfriede Jünger, Köln-Weiß; Hans Kamp, Köln-Bicken-

dorf; Paul Kaster, Köln-Ehrenfeld; Marianne Lauer, Köln; Maria Lindzus, Köln; Erika Lippok, Köln-Nippes; Hans Dieter Masling, Kerpen; Anni Moritz, Köln-Üsdorf; Martha Müller, Frechen; Maria Neuhaus, Bensberg; Maria Nietzer, Köln; Hans Patt, Köln-Widdersdorf; Rosemarie Pott, Köln-Sülz; Käthe Reichwein, Köln-Ehrenfeld; Willi Reisdorf, Spich; Diethelm W. Schmidt, Köln-Ehrenfeld; Juliane Schröder, Brauweiler; Anneliese Schuh, Frechen; Uwe Schwadorf, Wesseling; Professor Elisabeth Steven, Köln; Ellen Streiffeler, Köln-Eil; Lisbeth Theisel, Köln-Riehl; Ursula Ullrich, Köln-Nippes; Maja Weisbeck, Voiswinkel; Ingenieur Heinrich Wirtz, Köln-Weidenpesch, und Eberhard Wünnenberg, Köln.

Mit dem herzlichen Gruß an sie alle verbinde ich den ebenso herzlichen Dank an diejenigen, die in Wort und Tat für unseren Heimatverein und damit, wie wir meinen, für die kölsche Sache werben. Daß mit dieser neuen Liste unsere Mitgliederzahl die 1700 erreicht und überschritten hat, wovon an anderer Stelle die Rede ist, darf uns allen eine Freude und eine Ermutigung sein.

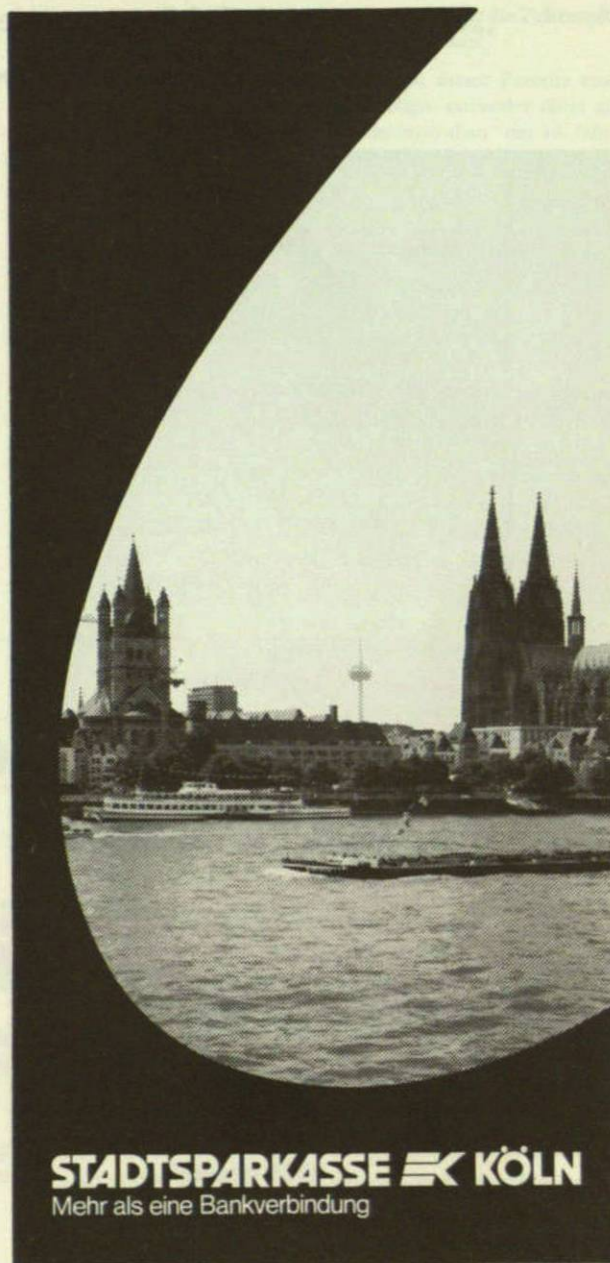
Vörbild

De Ampel zeig „rut“.
Ungedöldig steit en Häd Foßgänger do.
Noch bevör ömgestallt weed,
tritt einer vörsichtig op d'r Asphalt,
öm dann flöck op de ander Sick ze laufe.
E paar Modige rennen im noh,
un dann folgen och noch de Letzte.
Dä kleine Jung, dä zeröck bliet,
steit ganz verbasert allein.
We hatt d'r Lehrer gesaht?
„Bei ‚rot‘ stehenbleiben!“
Derwiel sin de Große an d'r nöchste Ampel.
Ov se do och got üvver d'r Avgrund kumme?
Brav geiht dat Kääliche jetz be „grön“ üvver de Stroß.

Ann Richarz

„Et Fröhjahr kütt“

Das „Kölsche Thiater“, Neu-Brücker Kinder-Theater unter Leitung unseres Mitglieds Paula Hiertz, spielt am Samstag, dem 28. Mai, und am Sonntag, dem 29. Mai 1983, jeweils um 17 Uhr in der Aula der Hauptschule Helene-Weber-Platz in Neu-Brück „e kölsch Thiaterstöck för uns Pänz en 4 Belder vum Paula Hiertz“: „Et Fröhjahr kütt“.



STADTSPARKASSE KÖLN

Mehr als eine Bankverbindung

„Sich selvs op de Schöpp nemme – un sich dann langsam falle loße“

Gedanken über kölsche Parodien



Heinrich Winkelshoff, geboren am 4. Dezember 1881 in Deutz, gestorben am 3. Juli 1949 in Bad Godesberg, 1907–1917 Wagner-Tenor am Kölner Opernhaus, 1914 erster Kölner Parsifal, hier 1917 als Lohengrin

Parodien sind, einfach und vorläufig gesagt, Nachgestaltungen eines Originals, seines Themas, seiner Form oder seines Stils. Sie sind also Imitationen. Imitieren heißt auf Kölsch „nohmaache“. Davon gibt es ein Sprichwort: „Aape maachen alles noh“. Sind Parodisten Nachhæffer? Nehmen sie alles „op de Schöpp“? Ist ihnen nichts heilig?

Die kölsche Parodie sieht sich, wie der Kölsche überhaupt, gelegentlich solchen Vorwürfen ausgesetzt. Hier ist also ein Wort der Klärung, wohl auch der Richtigstellung vonnöten. Was will die Parodie? Was will die kölsche Parodie?

Dichtung, ja Kunst überhaupt, stellt Ansprüche, nimmt ihr Publikum in Anspruch. Das Gedicht „Archaischer Torso Apollos“ von Rainer Maria Rilke endet: „Du mußt dein Leben ändern“. In Goethes „Harfnerlied“ heißt es: „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden“. Und Schiller versteht das Theater als eine „moralische Anstalt“; es ist eine Sternstunde, wenn es heißen kann: „Die Szene ward zum Tribunal“ (nämlich: die Bühne wurde zum Gericht). Schon in der griechischen Antike hat Aristoteles als Ziel der Tragödie die Läuterung der Zuschauer bestimmt. Die Sprache, mit der dieses Ziel erreicht werden soll, ist die des Pathos.

Aber wer mir pathetisch kommt, der will mich begeistern oder empören. Jedenfalls läßt er mir nicht meine Ruhe. Die Inanspruchnahme durch das Pathos der Kunst ist, so jedenfalls sieht es der Parodist, eine Art Freiheitsberaubung. Und die Parodie, die gute Parodie, also die, über die allein sich zu reden lohnt, ist nichts anderes als der Versuch, gegenüber einem übermächtig gewordenen Anspruch des Pathos die Freiheit zurückzugewinnen, zumindest die Freiheit des Lachens.

Die Parodie entsteht also immer aus Betroffenheit. Sie beruht auf dem Ernstnehmen des Originals. Aber sie geht dann den kleinen Schritt, der vom Erhabenen zum Lächerlichen führt. Sie gibt dem Original jenen ganz kleinen Stips, bei dem sich herausstellt, daß es, so gesehen, auch nur aus Gips ist. Die Parodie läßt Luft heraus. Sie macht sichtbar, daß man es ganz so ernst nun doch nicht zu nehmen braucht. Insofern liegt die Parodie dem Kölschen.

Die Parodie ist zwar durchaus respektlos im einzelnen, aber doch zugleich voller Respekt im ganzen. Sie setzt Kenntnis, ja Vertrautheit mit dem parodierten Original voraus, sonst könnten die Pointen weder gesetzt noch verstanden werden.

Die gute Parodie parodiert nur, was der Mühe wert ist. Wo die Pa-

rodie bei der Wahl ihrer Vorlage unter ihr Niveau geht oder wo sie selbst unter dem Niveau ihrer Vorlage bleibt, da wird sie zur beliebigen Persiflage. Wo sie dagegen auf Niveau hält, da kann sie ihr Ziel erreichen: dem Gewicht eines belastenden, bedrängenden Pathos das Gegengewicht eines befreienden Lachens entgegenzustellen. Und noch einmal darf man sagen: deshalb liegt die Parodie dem Kölschen.

Wer ein hochdeutsches Original auf Kölsch parodiert, hat viererlei zu leisten. Zunächst einmal muß er seine Vorlage ins Kölsche übersetzen. Das ist nun wirklich leichter gesagt als getan. Immer wieder gerät man in Gefahr, sich mit einer Wort-für-Wort-Übersetzung zufriedenzugeben. Die aber kann nicht gelingen, wenn Kölsch, wie ich ja meine, eine richtige Sprache ist. Wer erklären mit „erkläre“ wiedergibt, hat vergessen, daß klar im Kölschen „klor“ heißt; „klor maache“ könnte man sagen. Wer schlendern mit „schlendere“ und hasten mit „haste“ wiedergibt, zeigt, daß er die kölschen Wörter „flaneere“ einerseits und „kiele“ oder „jöcke“ andererseits nicht mehr kennt. Übersetzen heißt, um ein altes Bild aufzunehmen, Abstoßen vom Ufer des Hochdeutschen und Hinübersetzen auf das andere, in unserem Fall auf das kölsche Ufer. Wem der Mut dazu

fehlt, wer Angst hat, nasse Füße zu kriegen, wer nur die Zehenspitzen ins Wasser stecken will, der soll es lieber lassen.

Parodieren auf Kölsch, das heißt zweitens: dieser Parodie eine Form geben. Da gibt es zwei Möglichkeiten: entweder dient als Modell eine der karnevalistischen „Grundmelodien“ des 19. Jahrhunderts, wie die Triumph-Melodie, die Schnüsse-Tring-Melodie, vor allem der erweiterte Margaretens-Marsch, oder man behält die Form des Originals bei. Den ersten Weg gehen durchweg die Parodisten, die sich Opern wie diejenigen Wagners, Dramen wie den „Faust“ und den „Hamlet“ oder Sagen wie „Jung-Siegfried“ und „Richmodis von Aducht“ vornehmen. (Ein Sonderfall sind die Stück-Parodien in den Divertissementchen der „Cäcilia Wolkenburg“ oder im „Hänneschen“.)

Den anderen, wohl schwereren Weg schlagen diejenigen ein, die Gedichte und Lieder von Schiller und von Uhland, von Heine und aus dem Volksmund parodieren. Da müssen dann einzelne Entsprechungen eingebaut werden, die die Verbindung zwischen Vorlage und Nachbildung herstellen, Erinnerungssignale, die ein „Aha“ und „Ach ja“ provozieren. So heißen die bekannten Verse aus Schillers „Kranichen des Ibykus“:

Die Versicherung in Ihrer Nähe. **PROVINZIAL**

Wir sind für Sie da, wenn Sie uns brauchen.

Der Provinzial-Fachmann hilft Ihnen. Er sorgt im Schadenfall dafür, daß die finanzielle Seite schnell und ohne unnötigen Papierkrieg geregelt wird. Fragen Sie ihn.

Er informiert Sie über Ihren individuellen Versicherungsbedarf und hat in allen Sparten günstige Tarife, die optimalen Versicherungsschutz gewährleisten.

Repräsentant Franz Oster
Nachfolger Hans Jürgen Oster
Habsburgerring 9
5000 Köln 1
Telefon 23 40 77

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen,
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phokis, vom Spartanerland

in der kölschen Version von Jakob Dreesen:

Wer künt se zälle all, de Schmitze,
De Beckersch, Mayersch, Itzenplitze,
Die Schulz un Müllersch, die voll Freud
Gestitzelt wore noh Bayreuth.

Und was wir aus Schillers „Lied von der Glocke“ so kennen:

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort,
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort,

das klingt bei Fritz Höning folgendermaßen:

Bei Arbeit, die meer gän bedriev,
Mer och e Woot ens zwesche fleck;
Wann Mungk un Kopp nit mößig bliev,
Dann rötsch de Arbeit wie en Schmeck.

Nachgestaltung dieser Art nennen die Fachleute Kontrafaktor.

Was die kölsche Parodie drittens zu leisten hat, ist die Übertragung des Geschehens nach Köln und in kölsche Zusammenhänge. Sie ist nicht die Regel: Dreesens „Lohengrin“ spielt bekanntlich „op eh-
rer Burg zo Xante“, und seine „Kraniche des Ibykus“ hat er zwar transponiert, aber nicht nach Köln, sondern nach Bayreuth, um mit einer Parodie-Klappe gleich zwei Original-Fliegen zu schlagen: Schiller und Wagner. Aber Dreesens „Taucher“ beginnt „op dem Wärf an der Markmannsgaß“, und sein Fridolin muß keinen „Gang nach dem Eisenhammer“ tun, sondern erhält einen Auftrag „noh Müllem“. Bernhard Krings läßt die Ballade vom Ring des Polykrates nicht im Palast auf der Insel Samos spielen („Er stand auf seines Daches Zinnen“), sondern auf einem Bauernhof im landkölnischen Glessen. Und Suitbert Heimbach verkölscht „Die Kraniche des Ibykus“ als „Die Mösche vun däm Urgels Palm“.

Die vierte Leistung der kölschen Parodie ist die entscheidende: die Taufe der Vorlage mit kölscher Mentalität und ihre Neugestaltung aus dieser Mentalität heraus. Darauf kommt es an. Es ist ein ehrenwertes Ziel, den Beweis zu erbringen, daß man in kölscher Sprache Übersetzungen von Schiller und Heine bieten kann. Es ist ein reizvolles Ziel, zu zeigen, daß man einerseits die wichtigsten und wehevollsten Wagner-Opern über den einen Leisten des Margaretens-Marsches schlagen und andererseits auch kompliziertere Strophen-



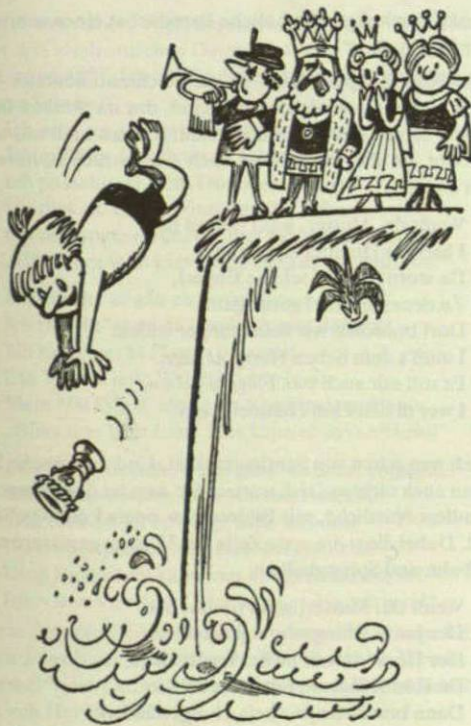
formen der deutschen Balladengeschichte mit kölschen Worten füllen kann. Und es ist ein amüsanter Spiel, Stoffe aus der klassischen Distanz der idealisierten Griechen und Römer oder aus der romantischen Gefühlswelt ins alltägliche Köln zu versetzen. Aber das alles, so löblich es ist, hätte der kölschen Parodie nie jene Popularität einzubringen vermocht, die sie verdientermaßen genießt, wenn dieses Letzte fehlen würde: eben die Übertragung in kölsche Mentalität. Ich wähle zwei Beispiele aus Dreesens „Lohengrin“, der zwar nicht am Anfang der kölschen Parodie-Geschichte steht (dieser Platz gebührt, nach einem Vorspiel mit dem kölschen „Malbröck“-Lied und einer Ulk-Übersetzung der „Marseillaise“, Fritz Höning, dessen „Bürgschaft“-Parodie „De Kaventschaff“ auf 1872 datiert ist), der aber die nachweislich erfolgreichste Parodie ist. Es versteht sich, daß die Hochzeit zwischen Elsa von Brabant und dem Schwanenritter Lohengrin mit einem rauschenden Fest gefeiert wird, bei dem alle Register feudalen Wohlstands gezogen werden. Dreesen schildert das so:

Och, en Esse! we dat gingk erunder!
Hummer, Lachs, e Ferken en Burgunder,
Dat dem Volk, dat hungrig Vivat reef,
Et Wasser en der Muul als we en Senk zesamme leef.

Da spricht einer, der durch die Kostümierung hindurch die wahrlich nicht immer gerechten Unterschiede zwischen Hoch und Niedrig in den Blick nimmt, der ein Herz hat für die Statisten der Kunst und des Lebens, der Opernbühne und des großen Welttheaters, die mit hungrigem Magen Spalier stehen dürfen für die Helden. Das zweite Beispiel betrifft direkt die Tragik dieses Operngeschehens – der kölsche Nacherzähler hat sie kommen sehen:

Wören se no nett nohm Bett gegange,
 Hätt se nit ze frogen angefang!
 Doch om Kannepee de halve Naach,
 Do soßen se un sungen se, – wer hätt su jet gedaach!

„Dat kunnt jo nit jot jonn! Su jet deit mer och nit! En der Huhzicks-
 naach jeit mer beizigge en et Bett un sitz nit om Kannepee eröm un
 singk. Ze Kölle wör dat nit passeet!“ Eben: mit ein bißchen Vernun-
 unft, ganz alltäglicher, einfacher Vernunft, wie sie unter den
 Nicht-Helden gang und gäbe ist, wäre diese Tragödie zu vermeiden
 gewesen.



Und auch für den „Taucher“ lassen sich kölsche Lösungen finden.

Es kommen, es kommen die Wasser all,
 Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
 Den Jüngling bringt keines wieder.

So heißt es, gesprochen aus der Trauer eines vergeblich liebenden
 Herzens, bei Schiller.



Anders bei Fritz Höning; sein Taucher läßt sich nicht zum verhäng-
 nisvollen zweiten Sprung provozieren, er hat vom ersten Mal die
 Nase voll:

Wann Einer dä Ring well, dann loß'e sin, dat'e'n kritt.

Und in der zweiten „Taucher“-Parodie, der von Dreesen, heißt
 zwar der letzte Vers, ganz ähnlich wie bei Schiller:

Der Taucher, dä soch mer zoläbdag nit widder.

Aber er ist nicht „em Rhing versoffe“, sondern hat sich, mit dem
 königlichen Ring am Finger, wenn auch ohne Mädchen, „durch de
 Kohd jemaht“.

Die kölsche Parodie leistet, so ganz beiher, das, was sich Nietzsche
 zum Ziel gesetzt hat: die „Umwertung aller Werte“.

Der Kölner hat keinen Sinn für Tragik. Sein höchstmöglicher Aus-
 druck für tragisches Geschehen ist: „Nä, wat ene bedröfte Krom!“
 Schauspieler sind für ihn schlechthin „Kumedemächer“, Komö-
 dienmacher. Selbstverständlich weiß er, daß es echte Tragödien
 gibt, in der Kunst wie im Leben. Aber davon zu reden und zu dichten
 überläßt er dem Hochdeutschen. Im Kölschen sind die betref-
 fenden Stellen im Wörterbuch leer. Dort steht auch kein Wort für
 „spinale Kinderlähmung“ und für „Einkommensteuerergänzungs-
 abgabe“. Das gibt es, man kann es nicht leugnen, aber es reicht,
 wenn man auf hochdeutsch davon spricht, sprechen muß. „Wam-
 mer Kölsch bubbelt, liet mer dat hinger sich. Sicher jitt et Leid, äv-
 ver mer muß et nit jrad met Jewalt söke, muß im nit nohlaufe. Un

wann et einer trifft, dann hält mer et beß de Mul.“ Für Pathos jedenfalls hat der Kölsche grundsätzlich nichts übrig.

Dagegen gibt es in Köln unstreitig einen gewissen Hang zur Sentimentalität. Die vielen Diminutive, Verkleinerungswörter auf -che und -je und -elche, sind ein sprachliches Indiz dafür. Aber vor einem Übermaß solcher Sentimentalität ist der Kölner auf der Hut. Dagegen weiß er sich zu wehren – wenn es sein muß, mit den Mitteln der Parodie. Auch dafür gebe ich ein paar Beispiele.

Von Johann Nepomuk Vogl stammt das Gedicht „Das Erkennen“. In der Vertonung von Carl Loewe, im Goldschnitt-Album auf dem Wohnzimmer-Klavier, ist es besonders bekannt geworden. Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand kommt wieder heim aus dem fremden Land, verändert von den Jahren in der Ferne und vom Staub des langen Heimwegs, und weder sein bester Freund noch sein Schätzchen, die ihm zufällig über den Weg laufen, erkennen ihn wieder.

Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her,
„Gott grüß Euch!“ so spricht er, und sonst nichts mehr.
Doch sieh – das Mütterchen schluchzet vor Lust:
„Mein Sohn!“ und sinkt an des Burschen Brust.
Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug’ hat ihn doch gleich erkannt.

Ist das nicht rührend? Und wenn das dann noch gesungen wird! Es ist viel zu rührend. Man muß etwas dagegen tun. Getan hat es ein leider unbekannt gebliebener Parodist mit der kölschen Version „Et Erkenne“, an der man die Leistungen der kölschen Parodie geradezu beispielhaft demonstrieren kann. Er hat seine Vorlage ins Kölsche übersetzt, dabei ihre Form exakt nachgestaltet und das Geschehen nach Köln verlegt:

Der Schmitzen Drickes, 'ne löstige Fant,
Kütt vun der Walz widder angeland.

Ansonsten stimmen die ersten beiden Stationen der Parodie mit denen des Originals überein: weder sein Freund Miebes, der eben in der „Neustadt“ auf einem Neubau arbeitet, noch „et Drückche“, das ihm auf der „Vringsstroß“ entgegenkommt, erkennen ihn. Aber den kölschen Schlußpunkt setzt nun eben nicht das Mütterlein, sondern sein ehemaliger Stammwirt, bei dem er „en Halv“ trinken will.

„Do süch, wat noch steiht vun deer ob der Latz,
Bizahl eesch, söns weesch de erus gesatz.“
Wie ärg och de Sonn si Geseech hatt verbrannt,
Dä lausige Weet hatt in glich doch erkannt.

Im Kampf gegen Sentimentalität ist die kölsche Parodie, anders als gegenüber dem Pathos der Klassiker, zuweilen mörderisch, zum

Beispiel wenn der Schluß des Liedes „Waldandacht“ von Franz Abt aufs Korn genommen wird:

Da gehet leise nach seiner Weise
Der liebe Herrgott durch den Wald.

Diese Schlußverse, die sich im Original nicht-endenwollend wiederholen, erhalten eine kölsche Ergänzung, die zugleich Antwort gibt auf die sich unabweislich aufdrängende Frage, was denn der liebe Gott da eigentlich im Wald zu suchen habe:

Der liebe Herrgott durch den Wald,
Hä sook sich Holz, et wor im kalt.

Damit ist das erledigt. Die kölsche Parodie hat einen sehr wachen Sinn für Kitsch.

Mein Lieblingsbeispiel dafür ist ein hochsentimentales Wiener Lied von einem schwindsüchtigen Kind, das im Sterben liegt und der Mutter seinen letzten Traum erzählt. Dieses Lied war um 1900 sehr beliebt, ist aber auch heute noch gelegentlich zu hören. Sein Refrain lautet:

Weißt du, Mutter, was i träumt hab?
I hab inn Himmel einigsehn,
Da worn so viele schöne Engerl,
Zu denen möcht i gerne gehn.
Dort brauchen wir kein Hunger leiden.
I muß's dem lieben Herrgott sagn,
Er soll mir auch zwa Flügeln geben,
I wer di dann inn Himmel tragn.

Das trieft nun schon von Sentimentalität. Und die kölsche Parodie läßt denn auch nicht auf sich warten. Sie wendet den Wunschtraum ins Handfest-Nützliche, mit Bildern von einem kölschen Schlaraffenland. Dabei dient die erste Zeile der Vorlage gewissermaßen als Anlaufbahn und Sprungbalken:

Weißt du, Mutter, was i träumt hab?
Der ganze Rhing wör voll Schabau,
Der Dom, dä wör ne Schwaadamage,
De Kettebröck ne Lemmesche Kies.
Dann brauchten wir kein Hunger leiden!

Eine solche anti-sentimentalische Parodie kann eine hohe moralische Leistung sein. So jedenfalls möchte ich das kölsche Gegenstück zu dem Refrain der „Caprifischer“ von Gerhard Winkler bezeichnen. Es stammt, wie der „Rhing voll Schabau“, aus dem kölnischen Volksmund und besteht eigentlich nur aus einer einzigen „Umdrehung“, aus einer Zeile:

Bella bella bella Marie,
Dunn dä Schinke fott, ich maach en nit mih!

Das wurde gesungen im Hungerjahr 1946 und danach, als mancher Kölner schon kaum noch wußte, wie Schinken aussah. Hier bewährt sich die Substanz der kölschen Parodie: sie macht es möglich, im Lachen ein Stück Freiheit von der bitteren Not des Alltags zu gewinnen. Wie ja überhaupt nur der das moralische Recht zur Parodie hat, der imstande und bereit ist, auch sich selbst lachend in Frage zu stellen: „sich selvs op de Schöpp nemme – un sich dann langsam falle loße!“

Die Geschichte der kölschen Parodie besteht nicht nur aus Evergreens. Sie geht weiter. Mundartautoren von heute setzen die Tradition fort. Dafür möchte ich zum Schluß zwei Beispiele zitieren.

Das erste, von Albert Vogt, der sich als Autor B. Gravelott nennt, versteht sich als drastischen Gegengesang zu Wilhelm Müllers Gedicht „Ungeduld“ („Ich schnitt es gern in alle Rinden ein“), vertont von Franz Schubert:

Ich retzt' et gän en jede Köcheschrank,
 Ich molt' et dir och op de Döppebank,
 Ich paaschte et mem Dume en der Brei
 Un pinkelt' et em Winter en der Schnei.
 Op de Tapete un der Dörpel mööch ich schrieve:
 „Bliev mer vum Liev! Mer kann et üvverdrieve!“

Ich ratscht' et gän en dinge Kammerpott,
 Ich rötscht' et en dä Sand och met der Fott,
 Ich han et en et Flaster enpaveit,
 Em Veedel jede Wellesittich schreit.
 Mem Näl kratzt' ich et op ding Finsterschieve:
 „Bliev mer vum Liev! Mer kann et üvverdrieve!“

Des Morgens fröh, wenn grad' de Sonn op geht,
 Säht dir dä eechte Futz vun mir Bescheid:
 „Ich blos dir jet op dinge söße Schmus!
 Dä Liebesquatsch hält doch kei Ferke us!
 Ding Reizwäsch kann mer och gestolle blieve!
 Bliev mer vum Liev! Mer kann et üvverdrieve!“

Das letzte Parodie-Beispiel hat zur Vorlage ein mir sehr liebes Gedicht von Joseph von Eichendorff, „Mondnacht“ („Es war, als hätt der Himmel“), vertont von Robert Schumann. Die kölsche Neufassung ist von Heribert Klar:

Ich fohlt mich wie em Himmel,
 Su söffig wor dä Wing.
 Ich gläuv, dä hät ene Fimmel,
 Wā nit me suffe ging.
 Mānch Fläschelche dāt locke,
 Dä Wing wor müngchesmoß.
 Wie ich op heim getrocke,
 Do schwankten fies de Stroß.

Kölner denken und handeln energiebewußt.

Kölns Bürger wissen, wie wertvoll Energie ist. Und wie wichtig es ist, sinnvoll mit ihr umzugehen. Die Kölner Versorgungs- und Nahverkehrsunternehmen bieten ihnen dazu täglich gute Voraussetzungen.

Die Energieberater der GEW informieren über den wirtschaftlichen Energie-Einsatz und über die Möglichkeiten moderner Technologien. In den GEW-Kundenzentren erhalten Sie Rat zur richtigen Tarifwahl und Hinweise fürs tägliche Energiesparen.

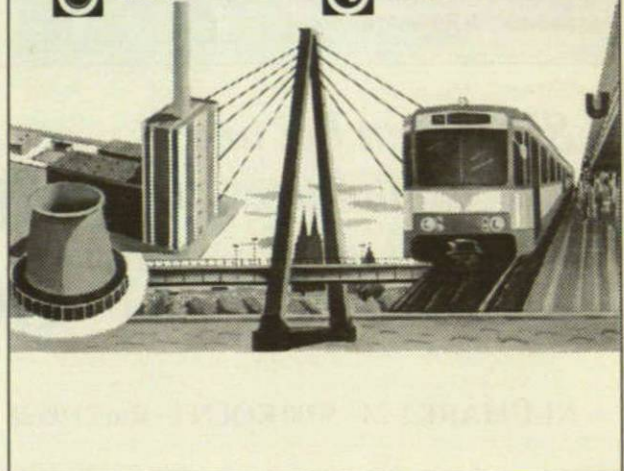


Die Energieberater
 Gas-, Elektrizitäts-
 und Wasserwerke Köln AG
 Tel. 17 80



Die Busse und Bahnen der KVB bringen an jedem Werktag 660.000 Menschen sicher an ihr Ziel – umweltfreundlich und Energie-spar-sam. KVB – ein wichtiger Beitrag zur Verbesserung der Lebensqualität. Busse und Bahnen. Grüne Welle für Vernunft.

U-Bahn, Straßenbahn,
 Omnibus und Güterverkehr
 Kölner Verkehrs-Betriebe AG
 Tel. 54 71



Ming Siel vör Freud dät juhze,
Ming Auge strohlt lus.
Op eimol kräht ich Knuuze
Un woß: Do beß zo Huus.

Da möchte man doch gleich dem Leser wünschen, daß er bei seiner heutigen Heimkehr andere, bessere Erfahrungen machen möge.

Ich füge noch eine Bemerkung zu, die in einen sehr viel ernster gemeinten Wunsch mündet:

Parodien setzen ihre Originale voraus. Wenn, in der Schule und anderswo, keine Gedichte mehr gelernt, auch unter Knurren und Murren gelernt werden, dann haben eines Tages, eines vielleicht sehr baldigen Tages, auch die Parodien ihr Recht verloren. In diesem Sinne äußere ich den Wunsch, daß uns die kölsche Parodie und die Freude an ihr noch lange erhalten bleibt und daß wir uns die Freiheit zum Lachen bewahren, auch und gerade über uns selbst.

Heribert A. Hilgers

Die vorstehenden „Gedanken über kölsche Parodien“ wurden auf Einladung der Kreissparkasse Köln am 8. November 1982 bei der Vorstellung von Folge 9 der Schallplattenreihe „Kölsche Evergreens“ vorgetragen und zuerst im Hauskurier der Kreissparkasse Köln „Zwischen Erft und Wupper“ Heft 4/82 gedruckt. Die Karikaturen von Alfred E. Kűßhauer (ALEKS) sind entnommen dem Buch „Kölsche Parodien“, herausgegeben und erläutert von Max-Léo Schwering, Greven Verlag Köln. Die Parodie „Ich han de Nas voll“ stammt aus dem Buch „Leever Jott, dä Gravelott!“, Albert Vogt-Verlag St. Goar/Köln. Der Dank für die Vermittlung und Identifizierung des Fotos von Heinrich Winckelshoff gebührt unseren Mitgliedern Reinold Louis und Agnes Reusteck.

Die „Golde Muuz“ für unseren Baas

Die Kölner Karnevalistenvereinigung „Muuzemändelcher“ e. V. von 1949 verleiht seit 1973 Jahr für Jahr zum Elften im Elften an eine Persönlichkeit des Kölner öffentlichen Lebens eine Nachbildung ihres Emblems in besonderer Form: die „Golde Muuz“, ein großes „Muuzemändelche“, jenes leckere Fastnachtsgebäck in Form einer Mandel, aus feinem, süßem Teig in Schmalz gesotten (Wrede), kunstvoll gestaltet von einem Goldschmiedemeister. Kurz und gut: schön anzuschauen, auch sehr wertvoll, aber ungenießbar.

Verleihen ist dabei eigentlich nicht die richtige Formulierung. Das hieße ja, wörtlich genommen, daß die „Golde Muuz“ irgendwann wieder zurückgegeben werden müßte. Aber so ist es nicht gemeint: sie darf behalten werden.

Die „Muuzemändelcher“ haben sich für ihre eigenwillige Auszeichnung Persönlichkeiten ausgesucht, die durch ihren Einsatz und ihr Engagement für Köln und kölsche Eigenart bekannt geworden waren. Die Reihe der so Geehrten begann mit Alt-Oberbürgermeister Theo Burauen (1973) und reicht über Willy Schneider (1975) und Alfred Kűßhauer (1978) bis zu Bürgermeister Jan Brügelmann (1981). Der Jüngste in dieser Reihe ist nun unser Vereinsvorsitzender Dr. Heribert A. Hilgers. Im Rahmen der Feier zum Elften im Elften 1982 in der Piazzetta des Rathauses wurde ihm von „Muuz“-Baas Jupp Kürsch die neueste „Golde Muuz“ unter dem Beifall des Publikums feierlich überreicht. In seiner Laudatio brachte Jupp Kürsch zum Ausdruck, daß diese Auszeichnung dem „Kölsch-Professor“ für seinen Einsatz zur Pflege unserer kölschen Sprache, aber auch für seine Arbeit im Heimatverein Alt-Köln gelte.

*Sie finden bei uns
ein reichhaltiges
Angebot an
Köln-Literatur*

**BUCHHANDLUNG
GONSKI**

NEUMARKT 24 · 5000 KÖLN 1 · Ruf 21 05 28

Fachbuchhandlungen in der Gertrudenstraße



Wir freuen uns mit unserem Vorsitzenden über die Auszeichnung und sagen ihm an dieser Stelle ganz herzlichen Glückwunsch. Wir freuen uns aber auch darüber, daß auf diese Weise die wichtigste Kölner Karnevalistenvereinigung sich einmal laut und ausdrücklich zur kölschen Sprache bekennt. Das ist ja gar nicht so selbstverständlich.

Dr. Hilgers dankte für die „Golde Muuz“ auf kölsch und sagte unter anderem: „Su en Ihr, die kritt mer nit för dat, wat mer jedonn hät, jedenfalls nit nor doför; die soll immer och ene Däu sin, wiggerzemaache. Su well ich dann hück verspreche, wigger ze arbeide

för ‚Kölsch, die Sproch, die mer ze Kölle sprich‘. Met Kölsch kammer jo su vill maache: mer kann et sujar richtig bubble! Un wann ich mer dozo noch jet wünsche dürf, dann dat: dat meer all, die mer su off vum kölsche Hätz un Jemöt verzälle; noch jet mih Hätz un Jemöt zeije, och för die, die nit esu janz derbei jehöre. Dann weed Kölle, uns Stadt, dann weed Kölsch, uns Sproch, en Saach, die mer noch jet mih jän hann kann.“

Üvverijens: bei dem „Däue“ welle mer all öndlich helfe, domet och meer em Heimatverein noch vill vun im hann! Willi Reisdorf

Ehrung für Cilli Martin



Cilli Martin, Mundartautorin („Kölsche Rusinge“, „Mem Höhnerkläuche“) und eine der Treuesten, was die Teilnahme an den Veranstaltungen des Heimatvereins betrifft, erhielt am 14. November 1982 in einer Gala-Sitzung der „Fidele Aujusse“ von Porz-Urbach zusammen mit Professor Heinrich Lützeler und Hans W. Krupp (dem „Schäng“ vom „Kölner Stadt-Anzeiger“) die neugeschaffene Ordenswürde eines „Magister linguae et humoris Coloniensis“, also eines Meisters der kölschen Sprache und des kölschen Humors. Die Gesellschaft will durch diese von ihrem Senator Jan Tonger angeregte Ehrung dazu beitragen, „daß auch im Zeitalter der Computersprache noch Kölsch gesprochen wird“. Wir gratulieren den ersten Würdenträgern, besonders unserem Mitglied Cilli Martin, und geben der Hoffnung Ausdruck, daß es nie zu einer Bürde werden möge, nun sozusagen öffentlich zu meisterlichem Kölsch verpflichtet worden zu sein.

HAH

Das Glockenspiel vom Rathausturm

Unser Glückwunsch zu seinem Silberjubiläum

Auch ein Glockenspiel darf Geburtstag feiern! Es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre her, daß man ihn zum ersten Mal wieder hören konnte, „dä altvertraute Klang“. Aus diesem Anlaß haben wir den amtierenden „Stadtlöckner auf dem Rathausturm“, unser Mitglied Clemens Reuter, ansonsten Organist an St. Paul, um einen Beitrag für „Alt-Köln“ gebeten. Wer sich für mehr interessiert, sei hingewiesen auf zwei Vorträge von Clemens Reuter: am Montag, dem 6. Juni 1983, um 20 Uhr im Paulusheim, Loreleystraße 7, und am Sonntag, dem 18. Juni 1983, um 14.30 Uhr vor der Jahresversammlung der Glockenspielvereinigung in der Bundesrepublik Deutschland im Verkehrsamt der Stadt Köln, Unter Fettehennen 19. Zu beiden Vorträgen sind Gäste willkommen.

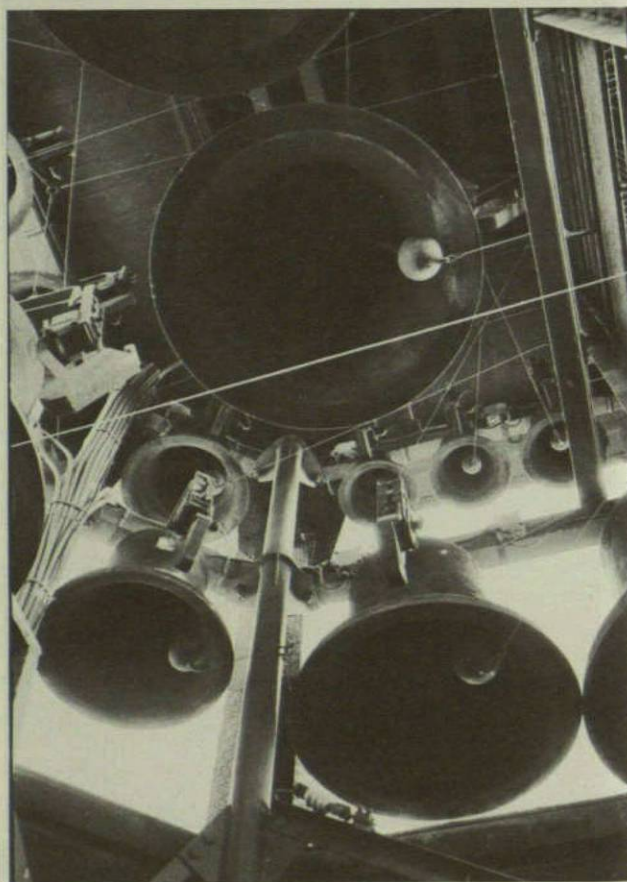
HAH

Das Glockenspiel vom Rathausturm feiert in diesem Jahr sein Silbernes Jubiläum. Im Mai 1958 kamen die Glocken an, im Lauf des Juni wurden sie aufgehängt und spielbar gemacht. Schon in der Karnevalssession 1954/55 hatten Jupp Schlösser und Gerhard Jusenhoven es in einem ihrer schönsten Lieder besungen: „Johrelang mer allt dat Spill vermesse...“ und 1967 wurde „Dat Klockespill vum Rothuston“ zum Motto für einen ganzen Rosenmontagszug.

Aber die Geschichte dieses Kölner Rathausglockenspiels geht viel weiter zurück. Nicht gerade in die Zeit des berühmten und legendenumrankten Saufang, der mit Bischof Kunibert (etwa 623 bis 663) in Verbindung gebracht und für den eine Beziehung zum Vorgängerbau des Hildebold-Domes vermutet wird: eine der ältesten Glocken im Abendland! Auch nicht bis in die Zeit des ältesten Domgeläutes: die zwei Glocken im Dachreiter vom Anfang des 14. Jahrhunderts. Doch immerhin bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts und damit noch etliche Jahrzehnte vor die beiden weltberühmten großen Domglocken Pretiosa und Speciosa von 1448 und 1449.

Alte Abbildungen des Rathausturms zeigen immer die Laterne, die durchaus zur Aufnahme eines Glockenspiels bestimmt gewesen sein kann. Damit wären Pläne zu einem solchen Glockenspiel schon in der Bauzeit des Turms 1407 bis 1414 zu vermuten. Freilich zeigen diese Abbildungen die Laterne in immer wieder anderer Gestalt.

In der Tat hat der Rathausturm bis ins 19. Jahrhundert nie mehr als kümmerliche zwei Glocken gehabt: eine Viertelstundenglocke und eine Brandglocke. Die kleinere, mit einem Durchmesser von 56 cm, weit außerhalb der Laterne aufgehängt, dürfte die Viertel-



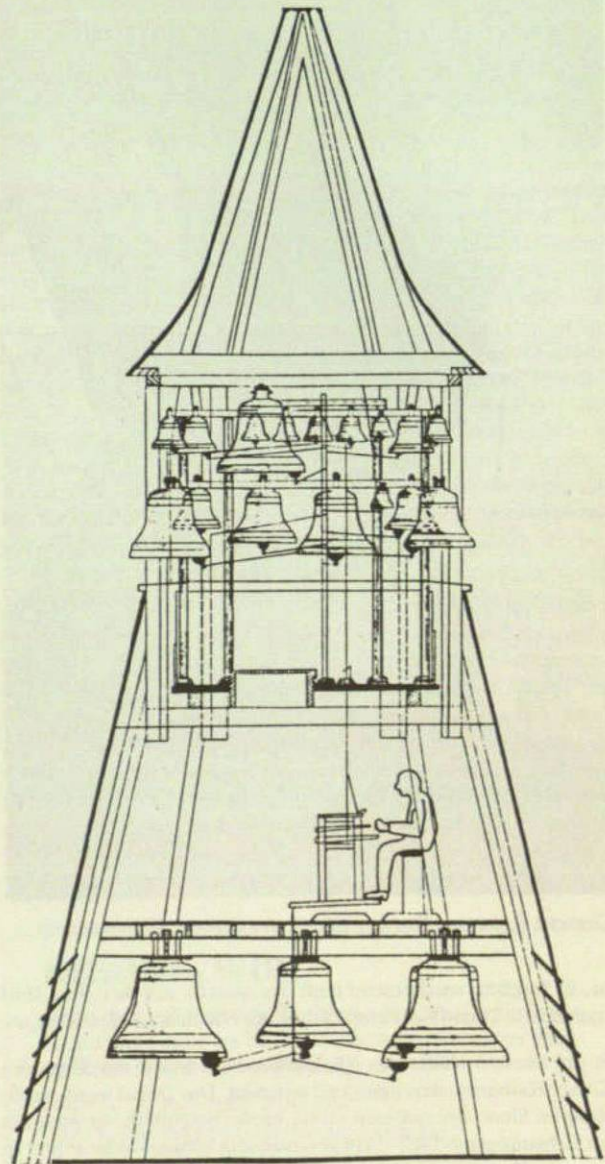
stundenglocke gewesen sein. Sie war dem Erzengel Michael geweiht und wurde im 15. Jahrhundert von Christian Dusterwolt gegossen. Mit Sicherheit ist sie nicht geläutet, sondern angeschlagen worden – mit einem Hammer von außen (vielleicht per Uhr-Automatik?) oder mit einem Klöppel von innen (ein Verfahren, das im kölnischen Sprachgebrauch bekanntlich „Beiern“ heißt). Die größere Glocke wurde 1644 gegossen als Ersatz für eine ältere von 1503. Gießer war Peter Kaufmann, aus der Werkstatt des berühm-

ten Johann Reutter aus Mainz, der als „Artillerie- und Rüstmeister der Stadt Köln“ insbesondere das viel erwähnte Tilly-Geläut der Jesuitenkirche St. Mariä Himmelfahrt gegossen hat. Die tiefste Glocke dieses Geläuts ist ja zum Glück noch erhalten, und die Brandglocke des Rathausturms ebenfalls. Sie ist der Gottesmutter Maria geweiht und reichlich geschmückt, ihr Durchmesser beträgt 113 cm. Der Zusammenklang dürfte etwa eine Sexte betragen haben. Das wäre ein Gegenstück zum gleichgeordneten Dachreiter-Geläut des benachbarten Domes. Für die Brandglocke kann man schwingendes Läuten ebenso für möglich halten wie schlagendes Beiern. Andererseits bietet Beiern die Möglichkeit, durch rhythmische Differenzierung und durch dynamische Unterschiede mehr Informationen zu geben.

Die Geschichte des Glockenspiels vom Rathausturm hat aber in dieser Zeit noch ein weiteres Kapitel. Die berühmtesten Glockengießer des Niederrheins und der Niederlande, die Brüder Francois und Pieter Hemony in Zutphen, gossen, als der Dreißigjährige Krieg 1648 zu Ende gegangen war, Glocken auf Vorrat. Der Stadt Köln, damals die reichste und wirtschaftlich mächtigste Stadt im Gebiet – der Krieg war ja buchstäblich am anderen Rheinufer an ihr vorbeigegangen –, lieferten sie 1651 per Schiff ein vollständiges Glockenspiel von 23 Glocken.

Dieses Glockenspiel wurde von Fachleuten begeistert begrüßt und in den höchsten Tönen wegen seiner „wunderbaren Reinheit des Zusammenklangs“ gelobt. Gemeint ist damit nicht nur, daß jede einzelne Glocke in sich einen guten Zusammenklang der vielen Teiltöne aufweist, sondern vor allem, daß die Glocken untereinander eine rein gestimmte Tonleiter ergeben. Gerade das ist ja die besondere Kunst, die der Gießer eines Glockenspiels beherrschen muß. Daß dieses Glockenspiel im Rathausturm hängen sollte, war selbstverständlich. Aber die Pläne kamen aus unbekanntem Gründen ins Stocken. Am Geld kann es kaum gelegen haben.

Die Befürworter zogen den Jesuiten P. Petrus Bousch (Bosch) hinzu, einen weitbekannteren Musikgelehrten. Dieser wandte sich an seinen Ordensgenossen, den weltberühmten Musik- und Akustikgelehrten P. Athanasius Kircher in Rom, und bat um Gutachten und Empfehlungen. Aber es half alles nichts: 1657 gingen die 23 Glocken wieder den Rhein hinunter und landeten in Utrecht, wo sie dann im Nordturm der Nikolaikerk aufgehängt wurden. Dort überstand dieses weithin als hervorragend anerkannte Glockenspiel vielerlei Gefahren, zuletzt die Ablieferung im Zweiten Weltkrieg. Mehrfach wurde es verändert und erweitert: 1933 durch Taylor in Loughborough (man denke an den Kriminalroman „The Nine Tailors“ von Dorothy Sayers) und 1957 durch Petit & Frietsen in Aarle/Rixtel. Wenn man so will, befindet sich also das erste Kölner Rathaus-Glockenspiel heute in Utrecht. Ob es derzeit oft zu hören





Clemens Reuter am Stocken-Klavier des Rathaus-Glockenspiels

ist, ist fraglich: anscheinend läuft das spätere, aus dem Jahr 1664 stammende Dom-Glockenspiel dem der Nikolaikerk den Rang ab.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde der Turm des Kölner Rathauses durchgreifend repariert. Das Detail wurde großzügig im Sinne der späteren Gotik wiederhergestellt, so wie es in der Erbauungszeit 1407–1414 gewesen sein könnte – oder sollte! In unserem Zusammenhang ist entscheidend, daß man die Anordnung beibehielt, die einerseits den Einbau eines Glockenspiels ermöglichte, andererseits durch ihre Abmessungen den Umfang und

damit den Klang dieses Glockenspiels weitgehend im voraus festlegte.

1913, also vor jetzt siebzig Jahren (noch ein Jubiläum!), war es dann endlich so weit: Der Rathausurm bekam tatsächlich sein Glockenspiel. Die nunmehr 27 Glocken wurden von Petit und Edelbroeck in Gescher/Westfalen gegossen. Die Aufhängung und die Spieleinrichtung besorgte jedoch die Firma Koninklijke Eijsbouts aus Asten in den Niederlanden. Das Gesamtgewicht der Glocken von 3900 kg deutet an, daß es sich um ungefähr denselben Umfang handelte wie bei den Glocken, die heute von außen sichtbar sind. Dieser wiederum entspricht den heute in Utrecht befindlichen Kölner Glocken.

Eijsbouts versah den Spieltisch nicht mit dem seit Jahrhunderten bewährten, eine differenzierende Spielweise ermöglichenden Stocken-Klavier, sondern verwendete sein sogenanntes Piano-Klavier, bei dem die Stocken (aus dem Spieltisch herausragende „Stöcke“) durch Bretter ersetzt sind, die wie die Tasten eines Flügels oder Pianos aussehen, aber den Abstand, den Tiefgang und den Widerstand wie Stocken haben. Der Vorteil: es sieht aus wie eine übliche Klaviatur. Der Nachteil: man kann wegen der Abstände, Tiefgänge und Widerstände nicht wie auf einem Klavier darauf spielen. Der Vorteil ist rein optisch. Es heißt, daß man zum Spielen lederne Handschuhe mit Polstern und Versteifungen für die einzelnen Finger benötigte.

Immerhin zeigte sich der berühmte Glockenspiel-Virtuose Jacob Vincent bei der Einweihung vollauf zufrieden. Aber in Köln galt Glockenspielen seitdem als fingermordend, als verderblich für jede pianistische Tätigkeit. Das wird die Erklärung dafür sein, daß in Köln bis zum Untergang von Rathausurm und Rathaus-Glockenspiel im Zweiten Weltkrieg allenfalls das automatische Spiel eine gewisse Popularität genossen hat – wenn auch keinesfalls eine größere als etwa der zugeordnete Platz-Jabbeck!

Dieses Glockenspiel von 1913, das so genau in die schon Anfang des 15. Jahrhunderts entworfenen und errichteten Räumlichkeiten eingepaßt war, hat das heutige Glockenspiel über die Maßen stark beeinflußt. Da gibt es Günstiges und weniger Günstiges. Zum ersten ist das Glockenspiel auf der Spitze des breit-konischen, schiefgedeckten Turmhelms in einer Laterne angebracht. Die Glocken sind in dieser Laterne rundum und luftig aufgehängt, weithin sichtbar. Diese Laterne ist für die Zahl und die Größe der früher vorhandenen Glocken bemessen – und zwar nicht nur für das Glockenspiel von 1913 mit seinen 27, sondern auch für das von 1651–1657 mit seinen 23 Glocken. Die heute über den früheren Bestand hinausgehenden zwölf kleineren Glocken sind in gerader Reihe unsichtbar im Innern aufgehängt. Das ist noch kein Fehler. Aber sie sind außerdem nicht an das automatisch-elektrische Spiel ange-

geschlossen. Damit kann dieses Spiel die Möglichkeiten der vorhandenen Glocken nicht voll nutzen. Die über den früheren Bestand hinausgehenden sechs größeren Glocken fanden in der Laterne keinen Platz mehr und mußten unten im fast geschlossenen Helm aufgehängt werden. Dieser Helm ist schon auf den alten Abbildungen geschlossen, weil dort eben keine Glocken hingen oder vorgehen waren. Man konnte sich später nicht zur Öffnung des Helms entschließen, was bei den zur Sparsamkeit verpflichteten Zeiten und angesichts der Zwänge des Denkmalschutzes durchaus verständlich ist. Aber es bedeutet, daß vom Gewicht her zwei Drittel des ganzen Glockenspiels – seine größten und tiefsten Glocken – heute kaum hörbar sind. Ein Glockenspieler, der mit so großen Glocken umzugehen gewohnt ist, könnte hier in Köln eine derart gewaltige Klangfülle zum Tönen bringen wie etwa im Rathaus zu Rotterdam – wenn nur die nötigen Öffnungen im Helm wären!

Im Hinblick auf die früheren Einrichtungen und ihr minderes Ansehen hat man auch andere wichtige Maßnahmen nicht bedacht. So gehört zu einem Glocken-Spieltisch auch ein Übungs-Spieltisch. Wie soll der Glockenspieler sich selbst, seinen Vertreter oder seinen Nachfolger sonst vorbereiten, ohne daß die ganze Stadt dem Übungsgebimmel zuhören muß? Der Zugang zum Spieltisch und zu den anderen Einrichtungen führt über primitive Leitern, auch ein Erbe von früher, als ja doch nie einer nach oben mußte. Nach einem traurigen Unfall wurde der Einbau eines Aufzugs in Aussicht gestellt, es sind auch Verbesserungen vorgenommen worden, aber von einem öffentlichen Zugang kann keine Rede sein. Das ist schade, denn wer würde nicht gern einmal sehen, wie der Glockenspieler sein angeblich so gewalttätiges Werk verrichtet?

Es muß noch nachgetragen werden, wie es zu dem neuen, jetzt bis zur Fünfundzwanzigjahrfeier gediehenen Glockenspiel gekommen ist. In den Jahren des Wiederaufbaus nach 1945 schloß sich das Kölner Handwerk auf Veranlassung des Handwerkskammer-Präsidenten Bernhard Günther zusammen, um als „Bauhütte Rathauerturm“ die Wiederherstellung des Rathauerturms zu betreiben. Die Arbeiten gingen zügig voran. Von vornherein war ein Glockenspiel vorgesehen, grundlegende Konstruktionen wurden frühzeitig vorbereitet, und schließlich konnte der Stadt ein Geschenk von 48 Glocken im Gesamtgewicht von 14000 kg angeboten werden, vier Oktaven umfassend, aufruhend auf einer Glocke mit dem Schlagton c¹ und einem Durchmesser von 156,4 cm. Jede Glocke trägt den Namen der stiftenden Innung, teilweise zusätzlich Sprüche und Wappen. Die größte ist von Konrad Adenauer gestiftet: neben dem dicken Pitter vom Dom erklingt hier also ein dicker Konrad – und das alle halbe Stunde!

Wie schon gesagt: Im Mai 1958 kamen die Glocken an. Sie wurden von der Seite des Alter Markts her aufgezogen, spielfertig gemacht

und im Juni durch Leen 't Hardt auf dem nunmehr glücklicherweise eingebauten Stocken-Klavier eingeweiht. Ringsum war alles noch eine Baustelle. Das Glockenspiel am Abend mußte ausfallen, weil „der Mann mit dem Schlüssel“ nicht da war – für diese Misere ist das Kölner Rathaus-Glockenspiel nach öfterem Vorfällen inzwischen weitbekannt!

Wichtig zu wissen ist, daß das Glockenspiel hinsichtlich der am meisten benutzten Tonarten und der bevorzugten Melodielage auf den Alter Markt ausgerichtet ist. Aber dort hat der Zuhörer an den meisten Stellen seine Schwierigkeiten mit heftigen Echos. Das kennt man von vielen Glockenspielen. Besser hört man auf der anderen Seite, auf dem Rathausplatz oder in den verschiedenen Höfen des Spanischen Baus, selbst wenn dort der Verkehrslärm oft störend wirkt. Diese Seite eignet sich denn auch mehr zum Zusammenmusizieren mit anderen Ensembles, Bläsern oder Gesangschören, die sich attraktiv in der Laube aufstellen können. Von diesem Zusammenmusizieren im alternierenden Wechsel ging der Einbau des Glockenspiels in das Kölner Volksmusizieren aus: Weihnachtsmusik an vielen Tagen des Weihnachtsmarktes auf dem Alter Markt, Karnevalslieder im Anschluß an die vielen Veranstaltungen und Umzüge, die hier vorbeiziehen, Einbezug in Reportagen von Rundfunk und Fernsehen.

Volkstümliches Musizieren braucht seinen festen Ablauf, seine vorhersehbare Zeit. Alle halbe Stunde sperrt der Platz-Jabbeck sein Maul auf. Um 12 Uhr und um 17 Uhr spielt das Glockenspiel vom Rathausurm seine vorgesehenen Melodien. Advent und Weihnachten und Karneval ist ein einstündiges Glockenspielkonzert üblich. Und nun im Jubiläumjahr soll es einen neuen Schwerpunkt außerhalb des täglichen automatischen Spiels geben: die Guten-Abend-Musik sonntags um 17 Uhr in den Monaten Juni, Juli (mit Ausnahme des 31. Juli) und August. Der Stadtglöckner auf dem Rathausurm erhofft sich davon neue Freunde für sein Glockenspiel.

Clemens Reuter

Kölsch em WDR

Wir weisen auf folgende Sendungen hin, die für die Reihe „Land und Leute“ im Ersten Hörfunkprogramm des Westdeutschen Rundfunks angekündigt sind:

Montag, 20. Juni 1983, 20.15 Uhr:
„Der Urjels-Palm“ I (von Werner Liborius)

Montag, 27. Juni 1983, 20.15 Uhr:
„Der Urjels-Palm“ II (von Werner Liborius)

En nem ahle kölsche Boch jebladdert

Vierte Folge: Wilhelm Schneider-Clauß, „Kölnisches Vortragsbuch“

In der vom damals sehr rührigen Kölner Verlag Hoursch & Bechstedt betreuten Reihe „Beckers Vortragsbücher – Vom Guten das Beste“ waren schon zwei Bände mit dem Allerweltstitel „Ernstes und Heiteres“ erschienen und zwei weitere, von denen einer „Kindermund“ und der andere, mit zeitgemäßem patriotischen Pathos, „Pro gloria et patria“ (für Ruhm und Vaterland) titulierte war, als 1920 der fünfte Band herauskam, den sein Herausgeber Wilhelm Schneider-Clauß recht lakonisch „Kölnisches Vortragsbuch“ nannte. In den sechs Abteilungen „Kölsche Aat, Klaaf un Gemöt“, „Kölsch Levve“, „Stöckelcher un Verzällcher“, „Krätzger“, „Parodie“ und „Spröchelcher un Beihäucher“ sind ausschließlich Vers- und Prosa-Texte zusammengestellt, obwohl man sicher auch kölsche Prosawirkungsvoll vortragen kann. Schneider-Clauß, der seinen Namen damals noch Schneider-Clauss schrieb, bezeichnet sein Buch als „Sammelwerk aus alter und neuer Zeit“. Tatsächlich greift er bis zu Matthias Joseph De Noël, Peter Leven und Edmund Stoll zurück, berücksichtigt aber auch einige jüngere Zeitgenossen wie Laurenz Kiesgen, Jakob Rasquin, Max Meurer und Alois Frings. Von insgesamt etwas mehr als 160 Beiträgen stammen nicht weniger als 28 von Schneider-Clauß selbst. In der Häufigkeitsliste folgt ihm Peter Berchem mit zehn Gedichten. Daß Fritz Hönig zunächst nur einmal vertreten war, hatte, wie man aus einer Anmerkung erfährt, verlagsrechtliche Gründe. 1923 konnte eine zweite Auflage erscheinen, die der Verlag als „erweitert“ bezeichnet. Beim Vergleichen ergibt sich, daß je drei Texte von Peter Faßbender und Fritz Hönig hinzugekommen sind; dafür ist aber, was nirgend erwähnt oder gar begründet wird, je einer von Bernhard Krings, Wilhelm Hennekens und Paul Pohl weggefallen. Interessant ist, daß Schneider-Clauß im Vorwort zu beiden Auflagen Einschränkungen hinsichtlich der literarischen Qualität der von ihm ausgewählten Texte macht. Doch werde, was in dieser Hinsicht fehle, durch andere Qualitäten ausgeglichen: er wolle „ein Hausbuch kölnischer Volkspoesie und rheinischen Humors“ bieten, das „gerade in der Familie seine Liebhaber findet und mit dazu beiträgt, die schwere Zeit, in der wir wohl noch lange wandern, mit harmloser Ergötzlichkeit erträglicher zu machen“. Ähnliches hat auch heute mancher, der Kölsch schreibt, auf seinem Papier stehen. Es ist aber wichtig, daß es immer wieder Einzelne gibt, die diese Absichten mit dem Bemühen um literarische Qualität zu verbinden bemüht und imstande sind.

Es ist die reinste Willkür, aus diesem Vortragsbuch, das vielen alten Kölnern ans Herz gewachsen war, ein einzelnes Beispiel herauszugreifen. Ich habe mich für ein Gedicht entschieden, nach dem im-

mer wieder einmal gefragt wird: „Tant Fränz“ von Karl Küpers, der vor 70 Jahren, am 9. September 1913, gestorben ist. Wir wissen nicht sehr viel über ihn. Das Wenige, was bekannt ist und seither mit leichten Varianten wiederholt wird, geht auf den Nachruf im „Alt-Köln-Kalender 1914“ zurück. Danach ist Karl Küpers zwar, am 17. Februar 1851, in Neuss geboren, hat aber den größten Teil seines Lebens in Köln verbracht. Im Fastelovend trat er als „Schuster Schmitz“ auf, in der Sonntagsbeilage des „Kölner Stadt-Anzeigers“ schrieb er unter dem Pseudonym „Baldrian“ Prosa-Plaudeereien und Verse. Sein bekanntestes Gedicht wurde „Tant Fränz“, das 1905 bei den Kölner Blumenspielen den Stiftungspreis erhielt. Aus gesundheitlichen Gründen trat Karl Küpers als Eisenbahn-Betriebssekretär vorzeitig in den Ruhestand und starb nach langer Krankheit mit nur 62 Jahren.

Tant Fränz

Em Koffergasser Veedel wor ens en Frau bekannt,
Die wod vun alle Nohb're „uns got Tant Fränz“ genannt.
Se drog 'ne Möhnmantel, en wieße Striffelsmötz
Un schleifte luter met sich, ov Kält mer hatt ov Hetz,
En bunkte Par'plü, mächtig, met koff'rer Peek un Kröck;
En Birkedos met Schnüffche leet och se nie zoröck.
Ehr Näsge hatt 'ne staatse, 'ne ganz apaate Schwung,
Un öftersch vör am Timpche en klitze Taupääl hung.
Gries wore lang ehr Hoore un schrumplich dat Geseech,
Doch gän dät se verzälle: „Ich wor e stödig Weech,
Ich wor met zwanzig Jöhrcher wie Milch un Blot su fing,
Ich danzte wal am beste Galopp un Sibbesprüng;
Un Junge hatt ich, jömmich, an jedem Finger zwei,
Die hatte mingetwäge de schönste Knäbbele.“ –

Un wo se sich leet blecke, do heesch et: 'n Dag, Frau Möhn!
Nit woht, Tant Fränz, als Mädsche, do wort Ehr wundersöhön?
Dann dät et Aug ehr lööchte, stolz gingk se un adrett,
Dät ehre Jusep schwenke grad wie beim Menuett;
Se kräg dä Möhnmantel ganz fing an jeder Timp
Un dät ehr Fößger wiese met kniggewieße Strümp.
Gläuvt, alt un jungk dät juze un maht der gode Möhn
Ganz änz dat Kuplementche, se wör och hüek noch schön.

Dä Mann vum Fränz wor Schuster, 'ne gode drüge Penn,
Dä hatt nor för et Ledder un för sing Vügel Senn.
Die Schohn, die hä dät flecke dagsüvver zunder Raß,
Drog rundsöm en de Kundschaft Tant Fränz em Strükkabaß.
Un Sonndags sohch dat Pärche mer en de Faarkirch gonn,
Altfränsch-verdötsch gemustert, dat mallich stief blevv stonn. –

Lang hatt et 'su gegange: ob eimol wod gesaht,
Der Antun wör maläzig, hä hätt' sich ald gelaht.

Un eß am labereere ens 'ne verschlesse Mann,
 Well mallich in kureere, brängk Millezing eran:
 Dä kütt me'm Katzefellche, dä hät vum Hungk et Schmalz,
 Dä bingk im soore Kappes als Ömschlag öm der Hals.
 Un wat hä all muß schlecke, wat en hä rieve muß,
 Dat hält – et eß kei Wunder – et stärkste Päd nit us.
 Den' Döktersch all ehr Künne un Wesse höt dann ob,
 Die kumme jede Morge un schödd'le bloß me'm Kopp;
 Un wann se endlich sage, dat et „jet besser“ wör,
 Dann steiht, mer kann drop wedde, et Engk ald vör der Dör.
 Su wor et och beim Antun; dä hatt ganz resolveet
 An Polver, Pelle, Droppe de halv Ap'thek probeet.
 Eesch hatt hä Ping em Rögge, dann trook et en de Bein,
 Un noh kaum veezehn Woche, do stund Tant Fränz allein.

Uns Möhn hät vill gejöömert, gekresche stell för sich,
 De Nohb're däte ziggig an ehr, wat Chresteflich.
 Doch wa'mer och dät meine, dat alles jitz se hätt',
 Mer kunnt et ehr anmerke: et fählt doch immer jet.
 Tant Fränz, die söns em Düst're sich luter hatt' gefürch,
 Die ging jitz jeden Ovend zor Koffergasser Kirch.
 Do steiht en Gold en Selver, vum Käzesching ömspillt,
 De Jumpfer met däm Kingkche, daß koßbar Gnadebild.
 Beschötzt vun Isertralje vill Praachgeschmeid do hängk,
 Do stonn de schönste Blome, vun fromme Lück geschenk. –
 Hee dät de Möhn sich kneene, wick vum Gedüsch der Strooß,
 Un dät gedöldig wade, bes se allein sich woß,
 Dann gingk se an dat Gitter ganz lantsam faß eran
 Un fung getreuen Häzzens esu ze bedden an:

„Do leeve Mutter Goddes, do beß uns Fraue got,
 Dröm well bei deer ich holle meer neue Levvensmot.
 Denk ens: ald sibbe Woche eß jitz der Antun dut,
 Ich han't jo wärm em Stüvvche un han och noch et Brud,
 Doch deit meer jet mankeere, wat ich nit messe kann.
 Hör: Däglich dät ich drinke met mingem gode Mann
 En Dröppche, nor 'ne Schobbe; jo, wore meer och ärm,
 Dat heel aläät uns Ahle, dat heel der Mage wärm.
 Un hät ens met de Johre mer sich an jet gewennt,
 Dann mäht mer ganz derohne zo flöck sie Testament,
 Dröm, leeve Mutter Goddes, hör do ob mich ens hück,
 Lenk do doch ens de Häzze vun gode riche Lück,
 Dat och an mich se denke beim Gevve dann un wann,
 Domet ich däglich drinke 'ne halve Schobbe kann.
 Dann trick en minge Mage der Fridde widder en,
 Dann kann ich widder levve, wie ich gewennt et ben,
 Dann kann ich widder singe des Sonndags, en der Meß,
 Woför jitz, leidergoddes, der Hals zo drüch meer eß!“

Tant Fränz hatt noh däm Bedde om Werf et Wasser stonn,
 Se dät sich nett noch sähne un dann ob heim an gonn.
 Su kom bei Wind un Wedder de Möhn an jedem Dag
 Un hät en däm Kapellche ehr heimlich Leid geklag.

Die ahle Kirch hatt domols 'ne lusen Offermann,
 Dä woß sich nett zo driehe, grad wie et kom drob an:
 Weil hä zo got em Foder, wor hä jet ful em Gonn,
 Doch, wor en riche Huhzick, kunnt hä sich dubbel schlonn.
 Wor en der Faar 'ne Troorfall un wore Mösche do,
 Dann dät hä och met kriesche; su ärg gingk im dat noh.
 Un widder wor hä löstig, wann vill ens wod gedäuf,
 Dann hatt hä ald beizigge de Mauen obgestreuf,
 Domet beim Grateleere noh jeder Däuferei
 Hä glich för Patt un Jöttge och beidse Häng hatt frei.
 Im soß der Schelm em Nacke, hä wor för nix zo got,
 Hä hatt Tant Fränz belustert, hatt mänchmol zogehot
 Un dät dröm simeleere: Wie fang ich dat doch an,
 Dat uns Frau Möhn dat Kühme hee endlich ens git dran?
 Sing Kinderstimm hät glücklich in ob 'ne Plan gebraht,
 Dä hä för anderen Ovends sich su zorächgelaht:
 Ich du' mich got versteche – et eß geweß kein Sünd –
 Un gev' Tant Fränz ens Antwoot, als spröch et Jesuskind.
 Gesaht – gedonn; am Ovend stund dä Kujon parat
 Un hät, stell wie e Müsge, ob die Frau Möhn gewaht.
 Un richtig kütt Tant Fränzche un säht ehr Litanei
 Vum dude Tünn, vum Dröppche un söns noch allerlei.

Doch als se dann bedörlich vum halve Schobbe sproch,
 Kom Antwoot: „Saht, e Kännche, mein ich, wör och genog!“
 Do gingk der Möhn 'ne Schudder ganz klüchtig durch der Liev,
 Wat nie ehr vör wor kumme: de Zung wor ehr jet stief.
 Doch nor en Wiel! Dann reef se fresch durch die is're Britz:
 „Kind, bes do stell, ich spreche met dinger Mutter jitz!“
 Drob dät se't Par'plü schnappe un och dä Strühkabaß
 Un schrömte en 'nem Rüppe fott durch de Koffergaß.
 Zoglich sohch mer sich fusche dem Köster sing Gestalt,
 Dä hat dann en der „Zweipann“ dat Krätzge rundverzallt.
 Vum Drinke un vum Laache kom schwer hä en der Schoß,
 Su dat hä and're Morgens et Lügge ganz vergoß.
 Un dat Pastor in düchtig doför beim Ohr gepack,
 Dat kunnt als Luhn hä nemme för singe Schabernack.

De Stammgäß en der „Zweipann“ han beieneingelaht
 Un han Tant Fränz die Stüver su noh un noh gebraht.
 Dat ärme, gode Wiewche kräg noch ens neue Mot,
 Et hatt wie söns si Dröppche, un dröm wor alles got.
 Mööch su et immer blieve em leeve kölsche Land:
 'ne gode Jux en Ehre, un dann en offe Hand!

Karl Küpers

Maria Stille wurde neunzig



Unser Mitglied Maria Stille, die Witwe unseres Mundartautors Anton Stille, wurde am 29. Dezember 1982 runde neunzig Jahre alt. Familie und Freunde feierten aus diesem Grunde mit ihr im Kollpinghaus an der St.-Apern-Straße. Der Vorstand des Heimatvereins war mit einem „BH“ zur Stelle: mit einem Blumen-Händedruck und einem neuen Buch als Zugabe. Das Geburtstagskind ließ es sich nicht nehmen, mit einem Walzer den Tanz zu eröffnen, und schwang auch im weiteren Verlauf des Abends noch mehrmals das Tanzbein. Wir wünschen weiterhin gute Gesundheit und Munterkeit für Kopf und Herz.

HAH

Adam Wienand wurde achtzig



Er gehört zu denen, die nicht durch den Zufall der Geburt, sondern durch Wahl und Entscheidung und Sympathie Kölner geworden sind: Adam Wienand, am 23. März 1903 als Rheinpfälzer in Frankenthal geboren, gelernter „Schweizerdegen“ (also Buchdrucker und Schriftsetzer zugleich) und Verlagskaufmann, kam nach Lehr- und Wanderjahren in Worms und Mannheim, Holzminden, München und Wien, Stettin und Bremen im Jahre 1938 als Teilhaber und Geschäftsführer einer kleinen Druckerei- und Verlagsgesellschaft nach Köln. Hierhin kehrte er auch nach den Zerstörungen der Kriegsjahre zurück und baute mit Zähigkeit, Einfallsreichtum

und Kontaktfreude, vor allem aber mit einem in persönlicher Frömmigkeit begründeten Gottvertrauen sein Druck- und Verlags- haus auf, in dem auch unsere nunmehr fünfzig „Alt-Köln“-Hefte jeweils das Licht der Welt erblickt haben. Adam Wienands berufliches Interesse und private Liebe gilt den Orden und der Ordensgeschichte: von ihm betreute Bücher haben vor allem die Zisterzienser, aber auch die Kartäuser und Karmeliten, dazu Johanniter und Malteser in ihrer Bedeutung für die Geschichte der Spiritualität einem weiteren Lesepublikum vorgestellt. Aber auch das Thema Köln nimmt einen angemessenen Raum im Verlagsprogramm des Hauses Wienand ein: von den einschlägigen Publikationen seien hier nur Dieter Froitzheims Darstellung von Leben und Werk des populärsten Kölner Kardinals Josef Frings, die zwei in Heft 49 von „Alt-Köln“ besprochenen Bände des „Almanachs für das Erzbis- tum Köln“, mehrere Folgen des „Wallraf-Richartz-Jahrbuchs“, „Der Dom zu Köln“ von Adolf Klein und der Sammelband „Recht und Rechtspflege in den Rheinlanden“ genannt. Wienand-Bücher zeigen die „Handschrift“ ihres Verlegers vor allem in der reichen und ausführlich kommentierten Bildausstattung. Der Achtzigjähri- ge, dem zu seinem Geburtstag vielerlei Ehrungen zuteil wurden (der Heimatverein Alt-Köln überreichte seinem Mitglied ein Buch- geschenk: „Der Name der Rose“, eine erfundene, aber mit historis- chen Details gesättigte Erzählung, die vorwiegend in der Biblio- thek eines mittelalterlichen Klosters spielt), steckt noch voller Plä- ne: auf der Wunschliste obenan stehen ein Buch über St. Martin und seine Verehrung und ein anderes über den Teufel, in dem mit Sicherheit der Druckfehlerteufel nur eine kleine Rolle haben wird. Ein Verleger hat es gut: Wenn er ein Buch lesen will, das es nicht gibt, dann läßt er es schreiben. In diesem Sinne: ad multos annos!

HAH

Philipp Jansen wurde fünfundsiebzig

„Er zieht, in Vers und Prosa, verschiedene Register; am typischsten ist er wohl da, wo er satirisch wird. Anlaß dazu findet er oft genug, bei sich selbst, vor seiner Tür, aber auch und immer wieder in unse- ren modernen Zeiten, wenn in ihnen der Unterschied von Können und Dürfen in Vergessenheit zu geraten scheint. Und je vertrackter die Menschen werden, um so vertrackter wird die Logik, mit der Philipp Jansen ihnen zu Leibe rückt.“

So steht es im Vorwort zu Philipp Jansens Buch „Zwei zo fuffzehn“ (Greven Verlag, 96 Seiten, 13,80 DM), dem wir in Heft 39 von „Alt-Köln“ eine ausführliche Besprechung gewidmet haben. Dort ist auch das zusammengestellt, was über seinen Lebenslauf bekannt ist. Auch wenn er von den Molesten des Altwerdens nicht ganz ver- schont geblieben ist, so hat er doch ganz „alät“ am 5. März seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag gefeiert, und er ist auch noch nicht

„op de Mul jefalle“. Das soll er hier mit zwei recht verschiedenarti- gen Texten unter Beweis stellen.

HAH

Nen Isebahner

Om Bahnhof steiht ne Zog, janz knubbelvoll,
dä jeden Augenbleck avfahre soll, –
do rieß ne Mann noch flöck et Finster op
un bröllt verschreck met lauter Stemm dodrop:

„He, Bahnemann,
jev bloß der Zog nit frei!“

Dä Isebahner schängk:

„Dat eß Buhei!

Bei uns läuf alles öm de Ohr eröm,

un dat noh Plan,

dat stüß he keiner öm!“

Do kritt dä Mann am Finster ävver Wot

un schreit:

„Wat Ehr verzällt, Mann, dat eß jot!

Ov dat Üch noh der Mötz eß,

eß doch eins:

enn unsem Abteil kritt en Frau jet Kleins!“

„Dat mäht nix!“ Iaach dä Isebahner bloß,

„Bes veer Johr fahre Puute

bei uns kostenlos!“

Philipp Jansen

Jesus, Här, hör Do uns aan

Jesus, Här, hör Do uns aan,

Loß Ding Lihr uns rääch bejriefe;

Helf uns, dat meer jläuvan draan,

Loß Ding Wööt doch en uns riefte,

Dat meer allzick un vun Hätze,

Här, op Dich uns Hoffnung setze.

Unse menschliche Verstand

Deit noh Äde-Krom sich neije,

Wann Do nit met faßter Hand

Uns der räächte Wäg deis zeije.

Och de Kraff, jet Jots ze denke,

Muß Do, Här, uns selvs allt schenke.

Do allein beß Jlanz un Praach,

Do allein beß och uns Levve.

Do woods uns en düst'rer Naach

Als et Leech vum Leech jejevve.

Jesus, helf, dat meer dich finge,

Dich erkenne un Deer singe.

Philipp Jansen

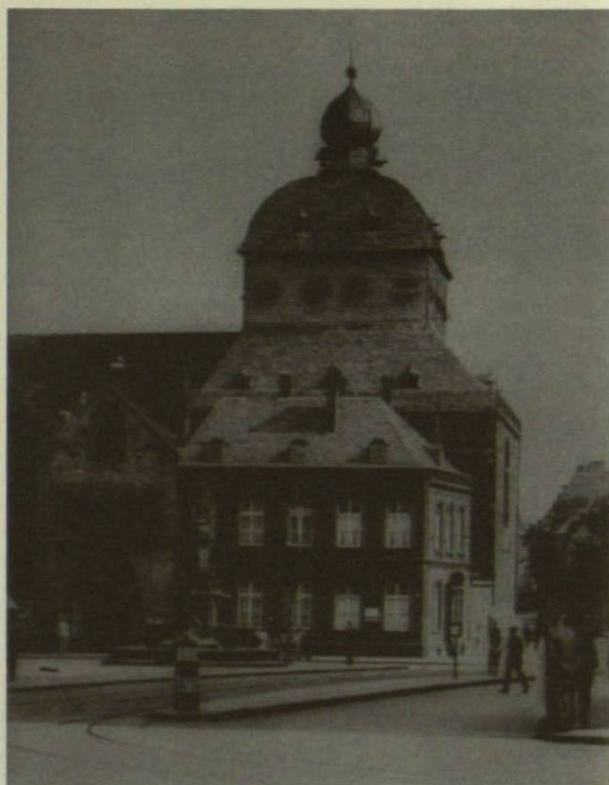
Alt-Köln – so wie es war

Denkmalpflege und Heimatliebe haben viel miteinander zu tun. Daher zeigen zwei Dia-Serien eines jungen Kölner Kunstverlags, die die Geschichte der Denkmalpflege in Köln darstellen, Alt-Köln – so wie es war bis zu dem ersten schrecklichen Bombenangriff im Mai 1942 („Denkmalpflege in Köln“, Serie I und II, von Johannes Ralf Beines, je 24 Dias, zum Teil farbig, mit Textheft je 36 DM, zu beziehen beim Vista Point Verlag, Gereonshof 30, 5000 Köln 1, und im Buchhandel).

Der Kunsthistoriker Johannes Ralf Beines, Mitarbeiter im Amt des Stadtkonservators, hat das Bildmaterial zusammengestellt und kommentiert. Im ersten Textheft charakterisiert er zunächst den geschichtlichen Hintergrund, vor dem die Baudenkmäler Kölns entstanden sind, und beschreibt dann die Entstehung der Denkmalpflege im 19. Jahrhundert. Die Wiederentdeckung der gotischen Baukunst, an der Kölner wie Sulpiz Boisserée und Wahl-Kölner wie Ernst Friedrich Zwirner maßgeblich beteiligt waren, und die Entwicklung der rheinischen Neugotik, die mit dem Namen von August Reichensperger verknüpft ist, gab der Denkmalpflege starke Impulse. Baumeister wie Vincenz Statz, Heinrich Nagelschmidt und Karl Julius Raschdorff restaurierten Kirchen und Profanbauten. So wurden der Gürzenich, das Rathaus und die nach dem 1882 begonnenen Abbruch der mittelalterlichen Stadtmauern verbliebenen Stadttore restauriert und im Geschmack der neuen Zeit ergänzt. Die erste Dia-Serie enthält eine Reihe von Ansichten und Aufnahmen, die sicher vielen unbekannt sind.

Die zweite Serie umfaßt den Zeitraum 1900–1942. Den Beginn einer neuen Phase der Denkmalpflege in Köln markieren die Gründung des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz im Jahr 1906 und sechs Jahre später die Schaffung des Amtes eines Stadtkonservators – Friedrich Carl Heimann war der erste seines Amtes nicht nur in Köln, sondern im ganzen damaligen Deutschen Reich. 1929 beschließt der Stadtrat eine Ortssatzung für die Altstadt und Teile von Deutz und Mülheim. Sie soll dem Kerngebiet der Stadt „vor Beeinträchtigung der Eigenart des Orts- und Straßenbildes“ Schutz bieten, wird aber auch zur Voraussetzung für eine umfassende Sanierung des Martinsviertels, nachdem die historische Bausubstanz dort zusehends verfallen war. Auch die Planung der damaligen Stadtplaner und „Reichsarchitekten“ für ein nationalsozialistisches Gauforum in Deutz mit breiten Zufahrtsstraßen ist erläutert und dargestellt; einige dieser tiefgehenden Eingriffe in den gewachsenen Kern der Innenstadt sind heute noch erkennbar.

Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bringt dann ein vorläufiges Ende denkmalpflegerischer Tätigkeiten. Die Denkmalpflege wird



St. Georg am Waidmarkt um 1900

zum Denkmalschutz, doch auch der kann den vernichtenden Tausend-Bomber-Angriff in der Nacht vom 30. zum 31. Mai 1942 nicht verhindern, dem bedeutende Baudenkmäler unserer Stadt zum Opfer fallen. Bilder aus dem kriegszerstörten Köln bilden den Abschluß der zweiten Serie.

Eine Fortsetzung ist geplant. Sie soll die Zeit des Wiederaufbaus und der fünfziger Jahre dokumentieren. Obwohl jede Serie in sich abgeschlossen ist, kann der Betrachter doch eine Kontinuität erkennen und Bau- und Erhaltungsstufen der verschiedenen Baudenkmäler verfolgen.

In den Textheften sind ein paar Ungenauigkeiten übersehen worden. So wurde die Kölner Universität nicht erst nach dem Anschluß der Rheinlande an Preußen aufgelöst und erst recht nicht nach Bonn „verlegt“. Wallraf hieß Ferdinand Franz, und das Severinstor wurde nicht 1855, sondern 1895 erneuert. Alexander P. Lenzen

„Das Bergische Land“

„Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen“, sagt der Volksmund. Auf den Umfang der Reise kommt es dabei eigentlich nicht an. Gemeint sind auch nicht nur die persönlichen Erlebnisse mit Land, Leuten und Mitreisenden, sondern auch die Eindrücke von Werken der Geschichte und der Kunst. Wenn man sich die Reisegewohnheiten seiner Mitmenschen heute ansieht, stellt man fest, daß meistens der großen und weiten Reise der Vorzug gegeben wird. Ob es wohl daran liegt, daß viele nicht wissen, daß „das Gute so nah liegt“? Man muß nur zugreifen, zum Beispiel bei dem, was Hermann Josef Roth uns in seinem Buch „Das Bergische Land – Geschichte und Kultur zwischen Rhein, Ruhr und Sieg“ (Verlag J. P. Bachem, 224 Seiten, 16 Abbildungen, 28,- DM) anbietet.

Manch einer wird schon auf dem Vorsatzblatt von der Ausdehnung dieser Landschaft überrascht werden, die ja ihren Namen nicht von ihren Bergen und Hügeln, sondern von den Grafen von Berg trägt. Im Einleitungskapitel wird dann auch vornehmlich die historische Entwicklung des Gebiets dargestellt. Bei den vielen Impulsen, die im Lauf der Geschichte von Bewohnern dieses Landstrichs ausgegangen sind, kann man es mit dem Verfasser fast bedauern, daß im heutigen Nordrhein-Westfalen das Bergische Land nicht mehr als politische Einheit existiert. Doch ist das Bergische bis heute in den angestammten Volksdialekten und in den vielen Zeugnissen von Kunst und Kultur lebendig geblieben.

Roth macht es dem Leser einfach. In fünfzehn Reisen führt er durch die einzelnen Regionen und Städte des Bergischen Landes.

Er beginnt in der ehemaligen Bergischen Residenz, in Düsseldorf. Alte Kirchen finden sich hier neben Sammlungen moderner Kunst; man kann auf den Spuren Jan Wellems wandeln oder die Großbauten der Industrie- und Finanzwelt bewundern. Neben der berühmten Altstadt gibt es zahlreiche Vororte mit eigener Prägung.

Nördlich und östlich von Düsseldorf erstreckt sich das Niederbergische Land bis an die Grenze Westfalens. Zahlreiche kirchliche und profane Sehenswürdigkeiten, u. a. in Ratingen, Neviges, Wülfrath, Gruiten, Mettmann und Hilden, stellt der Autor ausführlich vor, während er für einen Abstecher nach Essen-Werden nur einige Hinweise geben kann.

Die dritte Reise führt nach Wuppertal, einer Stadt, die sich, nach einem Wort Heinrich Bölls, „nicht schminkt“. Bei unserer Studienfahrt „Wuppertaler Spezialitäten“ können wir nur einen kleinen Ausschnitt von dem zeigen, was Roth hier an kunst-, kirchen- und wirtschaftsgeschichtlichen Denkmälern anführt.

Dann geht es „über die Wupper“ nach Solingen, Remscheid und Burg, uns ebenfalls schon als Ziel einer Studienfahrt bekannt. Die

„Klingenstadt“ öffnet sich mit ihren Industrieanlagen und historischen Stätten; ein Besuch beim jährlich im September stattfindenden „Zöppkesmarkt“ fehlt nicht. Auch in Remscheid sorgt die Industrie dafür, daß die Stadt, wie sie in ihrem Werbespruch sagt, „immer auf der Höhe“ ist.

Vertrauter ist uns das Ziel der nächsten Reise: das Gebiet um Altenberg und Wermelskirchen sowie das Döhnntal. Hier kennt sich der Verfasser offenbar besonders gut aus; seine Schilderung verrät deutliches Engagement.

Nicht weniger lohnend ist die Reise in die Gegend von Radevormwald, Hückeswagen und Wipperfürth. Hübsche Bauernhäuser, historische Kirchen und verfallene Burgruinen zeugen von Bergischer Vergangenheit.

Ein anderes Bild bietet die Bergische Obstkammer um Burscheid, Leichlingen und Langenfeld. Obstplantagen, Gartenanlagen und Heidemoore prägen das Äußere, in das sehenswerte, meist protestantische Kirchen eingebettet sind.

Mit Leverkusen, Monheim und Niederkassel erreichen wir die Bergische Rheinebene. Neben der weitverzweigten Industrie gibt es hier Bergisches Fachwerk, Saalkirchen unterschiedlicher Stilrichtungen und alte Gutshöfe.

Roth zählt aus historischen Gründen auch Kölns „schäl Sick“ zum Bergischen Land. In den längst eingemeindeten Vororten finden sich noch zahlreiche Zeugen der Bergischen Herkunft, wie sie uns für Stammheim, Flittard und Dünnwald kürzlich Heinrich Roggen-dorf nahegebracht hat.

Die Umgebung von Siegburg und Troisdorf ist stark vom Michaelsberg geprägt. Im Mittelalter gab es hier Tuch- und Lederverarbeitung sowie Steinmanufakturen. Heute liegen ausgedehnte Waldungen mit Hügelgräbern neben traditionsreichen Bauten und modernen Industrieanlagen.

Zum Gebiet um Hennef und Windeck gehört Deutschlands kleinste Stadt, Blankenberg. Marktplatz und Befestigungsanlagen lohnen einen Besuch. In den Kirchen dieser Gegend sind viele wertvolle Kunstwerke erhalten.

Die nächste Reise führt in das einst königliche Wald- und Jagdgebiet um Bergisch Gladbach, Rösrath und Overath. Dem Jagdschloß Bensberg steht die moderne Rathausburg gegenüber. Alte und neue, reich ausgestattete Kirchen und profane Prunkbauten laden zur Besichtigung ein.

Mit Marienheide, Gummersbach und Bergneustadt erreichen wir das Schwarzenbergische, dessen Name auf eine mainfränkische Familie zurückgeht, die hier im 16. Jahrhundert durch Einheirat die Herrschaft übernahm. Ihr Sitz war Schloß Gimborn. Für die weite-

ren Sehenswürdigkeiten soll hier nur die prächtige Wallfahrtskirche von Marienheide genannt werden.

Dem südlichen Teil des Oberbergischen mit der Burg Homburg, Nümbrecht, Waldbröl, Wiehl, Reichshof u. a. ist eine eigene Reise gewidmet. Auch hier begegnen wir auf Schritt und Tritt Beziehungen zu Köln.

Für manchen wohl überraschend geht die letzte Reise ins Siebengebirge. Dieser von der Natur bevorzugte Landstrich, ein gerade bei uns Kölnern beliebtes Ausflugsziel, birgt eine große Zahl sehenswürdiger Kirchen und historischer Bauten.

Roth weist den Weg zu interessanten Ausflügen in unsere nähere Umgebung. Allerdings ist die räumliche Ausdehnung dieser Reisen wohl jeweils nur mit dem Auto zu bewältigen. Es lohnt sich aber auch, dem einen oder anderen Ort mehr und längere Aufmerksamkeit zu schenken. Dann wird man freilich mit leichtem Bedauern feststellen, daß dieses Buch sich oft im Aufzählen von Daten und Fakten erschöpft. Doch sie zusammengetragen zu haben ist auch ein Verdienst.

Von den nicht ganz wenigen Druckfehlern und Ungenauigkeiten sind „Landhaus“ statt „Langhaus“ (S. 214) und „naturkindliche Literatur“ (S. 223) am lustigsten; S. 18 müßte es „Obstbau“ statt „Obstbaum“, S. 70 „Freidenker“ statt „Freidecker“ und S. 104 „inkorporiert“ statt „inkorpiert“ heißen; Vincenz Statz hat zwar an der Kölner Dombauhütte gearbeitet, war aber nie Dombaumeister (S. 152), und der Kölner Erzbischof zur Zeit Friedrich Barbarossas hieß nicht Reinhard, sondern Reinald von Dassel (S. 199). Im Ortsregister übrigens wird kein Name so oft genannt wie Köln – jedenfalls auch eine Rechtfertigung dafür, daß wir dieses Buch hier in „Alt-Köln“ besprechen.

Heribert Klar

„Mutter Schmitz und Kommissar Schnäuzer“

Kommissar Alfred Hasemeier hat zum dritten Male „zugeschlagen“. Nachdem er zunächst seine Erlebnisse als „Kommissar Schnäuzer“ im Vringesveedel der Nachkriegszeit zu Papier gebracht und anschließend seinen polizeilichen Werdegang geschildert hatte (siehe Heft 43 von „Alt-Köln“ S. 26), erzählt er jetzt „Lebensgeschichten aus dem Vringesveedel“ (Alfred Hasemeier, „Mutter Schmitz und Kommissar Schnäuzer“, J. P. Bachem Verlag, 105 Seiten, 13,80 DM). Es sind Geschichten, wie sie im Alltag immer wieder vorkommen. Sie ranken sich um die Lebenserinnerungen, mit denen die Witwe Gertrud Schmitz aus dem „Möhnehaus“ im Sionstal dem Kommissar, den sie zufällig kennengelernt hat, ihr

Herz ausschüttet. Er selbst ergänzt sie mit Geschichten aus seinem Polizeidienst. So setzt sich aus einer Reihe von Anekdoten ein Bild des Vringesveedels zu verschiedenen Zeiten unseres Jahrhunderts zusammen, das sicherlich seinen Unterhaltungswert hat, auch wenn es die Dichte der beiden Vorgänger-Bücher nicht erreicht.

Das von schweren Prüfungen geprägte Lebensschicksal der Witwe Schmitz, die im Kriege all ihre Söhne verloren hat, beeindruckt: so kann man sich eine tapfere und tatkräftige kölsche Mutter vorstellen.

In vielen Geschichten, die der Kommissar erzählt, bleibt er durch seine Fertigkeiten in den Sportarten der waffenlosen Selbstverteidigung erfolgreich. Ob dadurch, nachdem diese Sportarten inzwischen weithin bekannt sind, nicht ein etwas einseitiges Bild des „Freundes und Helfers“ vermittelt wird?

Wie bereits zu den früheren zwei „Schnäuzer“-Bänden hat auch zu diesem Adolf Meyer-Hartgenbusch die milieugerechten Illustrationen beigezeichnet. HK

„Wegekreuze und Bildstöcke in Köln“

Im Amt des Stadtkonservators werden seit vielen Jahren die Kreuze, Bildstöcke und anderen religiösen Kleinkunstwerke, die immer noch in erstaunlich großer Zahl allenthalben im Kölner Stadtgebiet an den Straßen zu finden sind, besonders in den mehr ländlich strukturierten Vororten, verzeichnet, mit Maßen, Materialien, Inschriften katalogisiert und durch die zugehörigen historischen Überlieferungen ergänzt. Christa Zingsheim, zuständige Sachbearbeiterin im Amt, hat jetzt die Bestände ihrer Kartei zu einem Buch zusammengestellt („Wegekreuze und Bildstöcke in Köln“, J. P. Bachem Verlag, 140 Seiten mit 120 Abbildungen und 9 Karten, 29,80 DM).

Gegen die Konzeption dieses Buches läßt sich zunächst nichts sagen: es ist durchaus vertretbar, sich auf die sachlichen und nachprüfbareren Informationen zu beschränken oder jedenfalls zu konzentrieren. Aber gerade im Hinblick auf das, was die Stärke dieses Buches sein soll, muß man vergleichsweise viele Fragezeichen machen. Ich greife ein paar Punkte heraus.

Mehrere Inschriften sind falsch oder ungenau wiedergegeben: es muß heißen „Orte“ statt „Ort“ und „Bischoffs“ statt „Bischofs“ (S. 18), „PRO CVLTV“ statt „PRO CVTLTV“ (S. 19), „CRVCIFIXVM ASPICE“ statt „CRVCIFIXVVM ASPICE“ und „VIATOR“ statt „VIATOR“ (S. 22), „DEN ELEUTENN“ statt „DEHELEUTENN“ (S. 58); „August“ statt „Aug.“ (S. 95). Andere Inschriften sind nicht wiedergegeben (S. 35) oder nicht übersetzt (S. 19: „zur immerwährenden Verehrung der



Worringer Prozessionskreuz von 1780 mit der 1979 gestürzten Linde

schmerzhaften Mutter errichtete dies Peter Joseph Bequerer“; S. 22: „Schau den Gekreuzigten andächtig an, Wanderer“) oder falsch übersetzt (S. 19: „Dem Gottmenschen, dem Schöpfer und Erlöser, der für uns gelitten hat, haben dies erbaut [nicht: erneuert!] Freunde der Kartause [nicht: der Kartäuser!]“). Wieder andere Inschriften bleiben unerklärt (S. 62 „ZU EHREN H. J. UND M. AGATHAE“ heißt sicher „zu Ehren (der) heiligen Jungfrau und Märtyrin Agatha“, aber was heißt S. 85 „HEIMSPILGERAMS“?) oder sind in fragwürdiger Weise ergänzt (S. 75 dürfte es eher „Sünde“ als „Seele“ heißen). Während in der Regel die Zeilentrennung der Inschriften genau wiedergegeben ist, auch wenn dadurch für heutige Leser das Verständnis beeinträchtigt wird, ist die Zeilentrennung in einigen Fällen vernachlässigt (S. 83, 111, 132). Bei den Verbesserungen der Inschrift S. 90 hätte auch „CHRISTI“ für „CHRISTU“ genannt werden müssen. Zuweilen wird die Deutung auf Irrwege geschickt: Hinter der Inschrift „Sehet ob ein Schmerz

gleich sei meinem Schmerz“ mag sich einiges „an menschlicher Tragik“ verbergen (S. 11), aber zunächst ist es ein Zitat aus dem Alten Testament (Klagelieder des Jeremias 1,12), das insbesondere in der Kreuzwegandacht verwendet wird. Wieso in der Severinsstatue und ihrer Inschrift in der Kartäusergasse „der Schutz- und Abwehrgedanke“ deutlich hervortritt (S. 18), habe ich nicht verstehen können. Anführungen aus älterer Literatur sind gelegentlich ungenau: S. 56 muß es wohl „weilers“ statt „weiteres“ und S. 64 dreimal „Restbüchel“ statt „Restbüschel“ heißen (das Wort „Büchel“ kommt doch in mehreren Kölner Straßennamen vor). Beobachtungen dieser Art führen dazu, daß man sich auch an Stellen, an denen man nicht die Möglichkeit der Überprüfung hat, der Führung der Autorin nur zögernd anvertraut.

Trotzdem muß man wünschen, daß dieses Buch die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit, insbesondere der jeweiligen Anwohner, nachdrücklich auf diese Denkmäler kölnischer Volksfrömmigkeit lenkt, die vielerlei Gefährdungen ausgesetzt sind, vornehmlich aber der Gefahr der Gleichgültigkeit. Und man muß wünschen, daß die Bestandsaufnahme, die mit diesem Buch geleistet ist, in absehbarer Zeit, vielleicht von anderer Hand, ergänzt wird durch eine Darstellung, die zeigt, wie diese Kölner Wegekreuze und Bildstöcke hineingehören in das Leben von Menschen, von Einzelnen, Gruppen (Bruderschaften, Vereinen) und Gemeinden – der Vergangenheit und der Gegenwart.

HAH

„Zwischen Judenbüchel und Sauacker“

Als wir in Heft 42 von „Alt-Köln“ unserem Mitglied Josef Rosenzweig zum 80. Geburtstag gratulierten, den er am 1. Dezember 1980 feiern konnte, da wußten wir schon, daß er, der Autor von „Zollstock – wie es war und wie es wurde“, intensiv an einem zweiten Heimatbuch arbeitete. Jetzt ist es erschienen, unter dem schön bildhaften Titel „Zwischen Judenbüchel und Sauacker“ (der Judenbüchel ist der Hügel „Am dude Jüdd“ etwa 500 Meter vor dem Severinstor, Im Sauacker heißt eine Straße im heutigen Marienburg). Das Buch behandelt also den „Süden Kölns an Bonner und Brühler Straße“, Raderberg und Raderthal, Mannsfeld und Arnoldshöhe, und auch für Bayenthal und Marienburg fällt noch etwas ab. Es hat den respektablen Umfang von 270 Seiten und, wenn ich richtig gezählt habe, 122 Abbildungen, zum größten Teil aus Privatbesitz. Herausgeber ist der eigens zu diesem Zweck gegründete Heimatverein Köln-Raderthal-Raderberg-Arnoldshöhe.

Die Fülle und Vielfalt des Materials, das Rosenzweig zusammengebracht und bewältigt hat, ist höchst beachtlich. Viele, die heute in diesem Gebiet wohnen und etwas über seine Vergangenheit erfahren wollen oder die früher dort gewohnt haben und ihrer Erinne-

rung gerne nachhelfen möchten, werden auf ihre Kosten kommen. Das geht bis zu den Erklärungen für die Ortsnamen: Für Raderberg und Raderthal zieht Rosenzweig, wie es scheint, die Deutung vor, die sich an der Parallele zu Wörtern wie Radermacher und Radermarkt orientiert und als Ursprung für das erste Namensglied die Hinrichtungsstätte „Am dude Jüdd“ annimmt, wo 1226 der Mörder des Kölner Erzbischofs Engelbert von Berg, sein Neffe Graf Friedrich von Isenburg, gerädert wurde; für die Entstehung des Namens Arnoldshöhe bietet Rosenzweig (S. 109f.) drei Möglichkeiten an; nur bei Mansfeld weiß man Genaues: es ist benannt nach dem Unternehmer Carl Friedrich Mann (1822–1897), der die hier von ihm aufgekauften Grundstücke erschloß und bebaute. Besonders ausführlich ist die Geschichte der Schulen und der Kirchengemeinden dargestellt, aber auch die Firmen- und Vereinsgeschichte ist berücksichtigt.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Freude an diesem Buch ungetrübter wäre, wenn es sorgfältiger lektoriert und korrigiert worden wäre. Das fängt schon damit an, daß das Inhaltsverzeichnis nicht immer mit den Überschriften der Kapitel und Abschnitte übereinstimmt (so fehlt etwa die Kapitelüberschrift „Römer, Ubier und Franken“ von S. 17 ganz). Und das setzt sich in einer Reihe von Ungenauigkeiten und Wiederholungen fort (so steht etwa, wieder S. 17, in der Überschrift richtig „Mahnmale des Todes“, im Text dagegen „Merkmale des Todes“).

Auf ein paar Einzelheiten sei hingewiesen. Köln wurde keineswegs „durch die Verschmelzung der Ubiersiedlung mit dem Legionslager zur Colonia“ (S. 17); die Verleihung der Rechte einer Colonia setzte vor allem die Ansiedlung von römischen Militär veteranen voraus. Der Hinweis, daß Raderthal und Raderberg in den Sterberegistern der Pfarrei Immendorf erstmals 1838 und 1845 erwähnt sind (S. 48), spricht nicht dagegen, daß die Namen als Flurbezeichnungen erheblich älter sind (S. 43). S. 58 ist wohl die Tabakfabrik Foveaux gemeint. Lächelnd versucht man sich vorzustellen, wie im Betriebsbahnhof Süd „gemeldete Mängel der Fahrer“ beseitigt wurden (S. 94). Die Säkularisation war in Köln nicht 1797/98 (S. 174), sondern 1802, und der Abzug der Franzosen nicht 1815 (S. 121), sondern 1814. Der „Kirchenbaumeister Prof. Rudolf“, der S. 213 als Architekt der „Englischen Kirche“ in der Nähe des Verteilerkreises genannt wird, ist Professor Rudolf Schwarz. Inge Drews dürfte an der „Ecole des Beaux Arts“ (S. 228) studiert haben, und die Kölner Mundartautorin Margarete Hoevel-Broicher, deren Vorarbeiten Rosenzweig mit dankbarer Anerkennung benutzt, war nicht 74 (S. 229), sondern 72 Jahre alt, als sie starb.

S. 69 hat Rosenzweig die Anekdote von den zwei Vorgebirgsbauern im Raderthal, die erstmals Ernst Weyden aufgezeichnet hat, kölsch nacherzählt; dabei muß es sicher „Johrhundert“ statt „Jahr-



Prozession von der Schönhauser Straße zur Bonner Straße

hundert“ und „hä mööch öm Gotteswelle“ statt „er mög öm Gottswelle“ heißen, und die Mehrzahl von „Köönche“ und „Bierche“ lautet eigentlich „Kööncher“ und „Biercher“.

Im Quellenverzeichnis wird auch dreimal „Alt-Köln“ zitiert: Heft 19 mit dem Beitrag „Als noch der Urwald rauschte“ von Goswin P. Gath, Heft 22 mit dem Gedenkartikel von Heribert Klar zum 75. Geburtstag von Margarete Hoevel-Broicher (der Nachruf stand in Heft 15), und Heft 47 mit der ersten Folge von „En nem ahle kölsche Boch jebläddert“. Daß Helmut Signon, der über dreißig Jahre der Lokalredaktion der „Kölnischen Rundschau“ angehörte, für den „Kölner Stadt-Anzeiger“ geschrieben hat, wie S. 265 zu lesen steht, ist ziemlich unwahrscheinlich.

Mit einem Satz: Auch wenn man mancherlei noch etwas besser hätte machen können – es ist gut, daß es dieses Buch jetzt gibt! HAH

„Fastelovend op dr Stroß“

Dieses Motto, eigentlich vielfältig anzuwenden und zu beanspruchen – man denke nur an „Wieverfastelovend“! – ist in den letzten Jahren zum besonderen Markenzeichen und zum Programmwort der „Schull- un Veedelszög“ geworden. So lag es nahe, daß Max-Leo Schwering es auch als Titel für seine „Geschichte der Schull- un Veedelszög 1933–1983“ wählte.

Vorzüglich ist Auswahl und Qualität der Illustrationen. Groß ist die Zahl der Zitate, aus Archiven, aus der Presse, aus Antworten auf eine Umfrage bei den Traditionsgruppen der „Veedelszög“; diese Zitate geben der Darstellung ein hohes Maß an Authentizität. Wir wissen, daß Joseph Klersch (dessen Geburtsjahr S. 2 richtig 1893 lauten sollte), damals schon Vorsitzender des Heimatvereins, zu



Pluutemänner in den „Veedelszöch“ 1962

denen gehörte, die an der Wiege einer Neugründung der „Zög“ als einer festen Institution am „Fastelovendssonntag“ standen. Schwering trägt dem exakt Rechnung: „Als sich der ‚Bürgerschuß‘ zu Ende des Jahres 1932 gründete, konnte er auf Vorstellungen und Gedanken zurückgreifen, die bereits Jahre zuvor im Heimatverein ‚Alt-Köln‘ und der von ihm betreuten ‚Kölschen Sippeschaff‘ diskutiert worden waren“ (S. 29).

Max-Leo Schwering, im Heimatverein ja beileibe kein Unbekannter (zuletzt war er im Dezember 1981 mit einem Vortrag über „Kölner Krippenkunst“ bei uns zu Gast, und für Heft 48 von „Alt-Köln“ hat er uns den Gedenkartikel für Fritz Monreal geschrieben), vereint in diesem Buch seine in jahrzehntelanger, nicht immer leichter Arbeit erworbene und fundierte Sachkenntnis mit dem ihm eigenen, in vielen Farben changierenden Stil: „Trotzdem bleibt der Apparat im Hintergrund, ist nützliches Beiwerk, mehr keinesfalls. Der Zöggehalt wird davon wenig oder gar nicht berührt. Hier dominiert das Eingebettetsein in große Vergangenheiten. Daher auch jener, den Fremden bisweilen fast provozierende Lokalpatriotismus – mit Pathos und ein wenig Rührseligkeit hervorgekehrt. Die Attitüde entspricht kölnischer Mentalität, ist Teil dieser Welt. Doch erschöpft sich derlei keineswegs nur in imaginären Vorstellungen, ausschließlich im Emotionalen von dem, was einmal war – wengleich dieses ‚war‘ des Kölners zu Hause (Zuhause?) allenthalben tangiert, bei immerwährender Veränderung ringsum. Eben auch Veränderung, Wechsel, Wandel!“ (S. 120). Man hört ihn, aus den Buchseiten heraus, sprechen.

Unter der Hand wird aus der „Geschichte der Schull- un Veedelszög“ unverkennbar die Geschichte der sie tragenden und fördernden Institutionen: vom „Bürgerschuß Kölner Karneval“ über den „Fördererkreis der Schull- un Veedelszög“ bis zum heutigen „Verein der Freunde und Förderer des Kölnischen Volkstums e. V.“. Dessen Satzung und dessen Mitglieder stehen folgerichtig am Ende des Buches. Diese Ausweitung des Themas gibt Gelegenheit, mancherlei einzubeziehen: vor allem das „Hänneschen“, aber etwa auch Glockenspiel und „Äzezupp“ und nicht zuletzt die unbestritten verdienstvolle Förderung von Aufführungen und Publikationen „op Kölsch“.

Zwei kleine Schlußbemerkungen: Ich habe hier Schwerings Schreibweise „Zög“ übernommen, obwohl ich die Diskussion darüber, ob man besser „Zog“ oder „Zoch“ schreiben soll, keineswegs für ein „Streiten um des Kaisers Bart“ (S. 96) halte; es gibt schon gute Gründe für „Zoch“. Und der Satz „gutes Essen und Trinken gehörte zum ‚Mommen‘, worunter das Umherziehen gemeint war“ (S. 20) hat mich erstaunt: „mommen“ und „mummen“ bedeutet doch ebenso wie „vermummen“ und dann auch „Mummenschanz“ zunächst „verlarven, maskieren“ (wer sich „mommt“, „deit sich jet

maache“); daß die Gruppen von Maskierten (in spätmittelalterlichen Wörterbüchern steht „mumma“ für lateinisch „larva“) dann einen „Zug durch die Gemeinde“ machen, gehört zur Sache dazu, aber nicht zur Wortbedeutung.

Das Buch „Fastelovend op dr Stroß“, 144 Seiten mit über 100 teils farbigen Abbildungen, ist für 20 DM erhältlich im Kölnischen Stadtmuseum und für 25 DM in guten Buchhandlungen. HAH

Kölle kenne künne!

Zwölfte Folge unserer „Alt-Köln“-Preisauflage



Unsere neue Frage ist die nach der Anschrift und nach dem alten Namen dieses Herrn mit dem Schuppenpanzer und dem Mords-

schwert. Die Antwort ist bis zum 25. Juni 1983 (Poststempel entscheidet) auf einer Postkarte zu senden an unseren Schriftführer Hubert Philippsen, Deutzer Freiheit 64, 5000 Köln 21. Als Preise können wir diesmal etwas ganz Besonderes anbieten: Unter den Einsendern mit den richtigen Angaben werden aus Anlaß des neunzigsten Geburtstags unseres ehemaligen Baas Joseph Klersch, den er am 13. März 1983 hätte feiern können, drei Exemplare seines Buches „Dag un Draum“ ausgelost, die uns die Familie Bunggartz-Klersch dankenswerterweise für diesen Zweck zur Verfügung gestellt hat.

Aber nun zurück zur Folge 11! Wir hatten uns ja vorgenommen, es mit ihr, trotz der Geckenzahl, ganz „normal“ zu halten. Doch dann entdeckten das Kulturamt und das Grünflächenamt der Stadt Köln mit vereinten Kräften, daß einige in öffentlichen Anlagen stehende Skulpturen von der aggressiven Stadtluft gefährdet sind, und die „Kölnische Rundschau“ hatte nichts Besseres zu tun, als diese Meldung am 15. März mit „unserer“ Figur zu illustrieren. „Wä Jlöck hann soll, däm kalv der Ohß em Stall un dä kritt de Antwoot op uns Rötzel vun der Zeidung en et Huus jelivvert.“ Gegen Glück kann man nichts machen, manchmal tritt man mitten hinein. Deshalb haben wir alle Antworten, bis auf drei falsche, gewertet. Die 56 richtigen stammen, wenn ich alle Namen korrekt gelesen habe, von Friedrich Antweiler, Heinrich Bergs, Maria Beschow, Aenni Biela, Franz Braun, Lucia Braun, Ursula Braun, Toni Buhz, Bernhard Claßen, Maria Dauben, Ursula Donat, Rosa Dreschmann, Rüdiger Dröger, Brigitte Eisenmenger, Bernd Fervers, Veronika Firmenich, Willy Förster, Agnes Gräber, Rolf Grätzer, Resi Goeb, Werner Goecke, Gustav Hamacher, Heinz Hammelstein, Wilhelm Hartmann, Margot Hein, Hans Heinen, Erika Heppekausen, Christian Hermann, Aloys Ingenbleek, Elsa Junck, Martin Jungbluth, Gertrud Kamps, Lilli Kaspers, Adolf Kern, Katharina Klein, Fritz Kluth, Alexander P. Lenzen, Elisabeth Maus, Stefanie Moritz, Wilhelmine Nennertheim, Käthe Ohlberger, Leni Pape, Agnes Peters, Adam Pfeifer, Christel Pistoris, Helmut Rupsch, Agnes Sasse, Franz Scherer, Kläre Schneider, Milly Schulze, Elisabeth Schwanenberg, Walter Schwarz, Friedrich Tacke, Rita M. Tipp, Christel Volk und Fritz Volk. Aber wenn das Lösen leichter wird, wird das Gewinnen schwerer. Diesmal wurden ausgelost Fritz Kluth, Adam Pfeifer und Elisabeth Schwanenberg.

Die Dame, von der einige unserer männlichen Einsender bei genauer Überprüfung festgestellt haben, sie sei keineswegs spärlich bekleidet, sie habe vielmehr überhaupt nichts an (Adolf Kern fügt hinzu: „Ävver se hät e nett Fijürche!“), steht weder im Rheinpark noch gar auf der Wiese vor dem Elefantenhaus im Kölner Zoo, sondern ein paar Steinwürfe entfernt von dem Denkmal bei der Ulfepforte, nach dem wir in Folge 4 von „Kölle kenne künne“ gefragt

haben, auf dem Grünstreifen zwischen den zwei Fahrbahnen des Sachsenrings, nahe der Stelle, wo die Linie 12 in die Eifelstraße abbiegt in Richtung Südfriedhof. (Im Hintergrund der Aufnahme sieht man die Straßenbahnschienen der Strecke zum Chlodwigplatz.) Es handelt sich um Diana, die griechische Göttin der Jagd, mit einer Antilope. Auf der Standplatte in der Nähe des linken Hinterfußes ist der Name F. Behn zu lesen. Gemeint ist Fritz Behn, geboren am 16. Juni 1878 im mecklenburgischen Klein-Grabow, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts einer der bekanntesten deutschen Bildhauer war. Er schuf vor allem Tierplastiken, aber auch Porträtbüsten und Grabdenkmäler und machte mehrere Reisen durch Afrika, die er auch in Büchern schilderte. Später geriet er so sehr in Vergessenheit, daß im Wallraf-Richartz-Museum nicht einmal sein Todesdatum zu ermitteln war: möglicherweise ist er 1972 gestorben.

Die Kölner „Diana“, aus grünlich patinierter Bronze, 189 cm groß, ist 1916 entstanden. Wann sie für Köln erworben wurde, habe ich noch nicht feststellen können. Unsere Einsender schreiben ihr eine Reihe von früheren Standorten zu, den Friesenplatz, den Volksgarten, den Deutschen Ring in der Nähe des Rheinufer; sicher ist nur, daß sie 1934 im Rheinpark stand, wie es unser Mitglied Franz Braun durch ein Foto aus dem „Kölner Stadt-Anzeiger“ jenes Jahres beweisen kann. Die Frage ist, was sie heute auf dem Sachsenring will. Toni Buhz meint, sie komme wohl vom Weidenbach, wo man ihr beim Finanzamt wortwörtlich „och et letzte Hemp“ ausgezogen habe, und halte jetzt erwartungsvoll Ausschau nach Bonn, wo es vielleicht Entwicklungshilfe für sie oder ihre Antilope gebe. Und Rüdiger Dröger spricht bestimmt für viele, wenn er schreibt: „Hoffentlich kann sie trotz aller Umwelteinflüsse noch lange dort bleiben.“ Denn letzten Endes: Solange man die „aggressive Stadtluft“ für uns Menschen erträglich findet, wird wohl auch die bronzene Diana damit fertig werden. Und umgekehrt: Wenn die Dame mit der Antilope nach dem Vorschlag der Stadtverwaltung „in entsprechend klimatisierte Museumsräume“ überführt werden soll, dann mag auch mancher alte Kölner einen solchen Überführungsantrag stellen. Wenn man mich fragt: „Loht se stonn, wo se steiht, un loht se wigger springe!“

HAH

Wat nit em Wrede steiht (1)

Startschuß

Eigentlich haben wir es gut: Schon 1877 veröffentlichte Fritz Hönig das erste „Wörterbuch der Kölner Mundart“ im Umfang von 174 Seiten (es kostet heute im Antiquariatshandel etwa 75 Mark); nach Hönigs Tod erschien, aus seinem Nachlaß bearbeitet, 1905 die zweite Auflage, „herausgegeben von seinen Freunden und Verehrern“, die schon durch ihre 310 Seiten zeigt, daß sie ein weitgehend

neues Buch ist; und seit 1956–1958 gibt es das große Werk „Neuer kölnischer Sprachschatz“ von Adam Wrede, drei Bände im Lexikonformat mit weit über 1000 Seiten, deren einzelne Artikel oft über den engeren Bereich eines Wörterbuchs hinausgreifen und eine Fülle von kulturgeschichtlichen Informationen liefern. Wrede hat Hönig gekannt, nicht immer geschätzt, aber benutzt. Und doch ist es sicher schon manchem so gegangen wie mir, daß er ein Wort oder eine Wendung vergeblich sucht. Sie fehlen! Wir wollen, mit Hilfe unserer Mitglieder, ihres Wissens und ihrer Erinnerungen, ein paar Lücken füllen. Dabei soll zweierlei vorausgesetzt werden. Erstens: Nicht in ein Wörterbuch gehören Augenblicksbildungen, die einem einmal einfallen, die aber nicht gebräuchlich werden. Und nicht interessant sind Wörter, die nur Leihgaben aus der Hoch- und Umgangssprache sind. Zweitens: Ein Wort lebt in Zusammenhängen, in Redensarten, Sätzen und Zitaten. Wenn wir also nach kölschen Wörtern und ihrer Bedeutung fragen, dann müssen wir wissen, wann und in welchem Zusammenhang sie vorkommen oder vorkamen.

In diesem Sinne lauten unsere ersten Fragen: Was heißt „Stäneka-jeer“? Und „Löllhoon“? Und „Kaddeneisje“? Und „Angkörche“? Und „einem der Paß avschnigge“? Und „Mittche“? Und „Trappejivvel“? Wer etwas weiß, wird um ein kleines Briefchen an meine Adresse gebeten: sie steht hier unten im Impressum. Und von den Ergebnissen werden wir dann hoffentlich alle profitieren. HAH

Herausgeber: Heimatverein Alt-Köln e.V. zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart · Vorsitzender: Dr. Heribert A. Hilgers · 5000 Köln 1 · Vor den Siebenburgen 29 · **Verlag:** Heimatverein Alt-Köln e.V. · **Redaktion:** Dr. Heribert A. Hilgers · **Druck und Anzeigenverwaltung:** Druck- + Verlagshaus Wienand · 5000 Köln 41 · Weyertal 59 · **Vertrieb:** Hubert Philippsen · 5000 Köln 21 · Deutzer Freiheit 64 · **Konten des Heimatvereins:** Stadtparkasse Köln Nr. 2662013 (BLZ 370 501 98) · Kölner Bank von 1867 Nr. 1474 (BLZ 371 600 87) · Kreissparkasse Köln Nr. 32625 (BLZ 370 502 99) · Postscheckkonto Köln Nr. 52870-505 (BLZ 370 100 50) · Ein Bezugspreis wird für „Alt-Köln“ nicht erhoben. Er ist im Mitgliedsbeitrag des Heimatvereins enthalten.

Bildnachweis: S. 2, S. 3. und S. 24 Rheinisches Bildarchiv; S. 4 Stadtkonservator Köln (Celia Körber); S. 5 links Städtisches Verkehrsamt Limburg; S. 5 rechts Amt für Fremdenverkehr und Wirtschaftsförderung Weilburg (Walter Göbel); S. 8 Archiv Reinold Louis; S. 10 und S. 11 (2) ALEKS; S. 15 (2) und S. 27 Günter Schuster; S. 16 Hansherbert Wirtz; S. 17 Stadt Köln, Hauptamt (aus einem vergriffenen Glockenspiel-Prospekt); S. 18 Marga Reuter; S. 22 (2) Privatbesitz; S. 28 „Zwischen Judenbüchel und Sauacker“ S. 106; S. 29 „Fastelovend op dr Stroß“ S. 95; S. 30 Klaus-Jürgen Kolvenbach.

Druckauflage dieses Heftes: 1850.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.